

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN,
ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXIV.

Oktober-November 1926.

Heft 6.

Heidelberg, 5. Oktober 1926.

Meine sehr geehrten Herren Braun und Kückler, lieber Herr
Kollege Zeiger!

Haben Sie herzlichen Dank für die guten Worte, die Sie mir aus Anlaß meines 75. Geburtstages in den N.Spr. und in einem Grusse aus Nancy gewidmet haben. Leider weilt der, in dessen Geist die Gedanken der neusprachlichen „Reform“ und, wie Sie zutreffend betonen, einer Reform unseres gesamten Schulwesens so lebendig quollen, seit über acht Jahren nicht mehr unter uns. Ich selbst war stets nur ein Helfer und bin seit Jahren ein stiller Mann geworden, wenn ich gleich immer noch mit stärkstem Anteil verfolge, was sich auf meinem früheren Arbeitsgebiete vollzieht. Die Sorge, die mich erfüllte, als ich 1921 Ihnen für Ihre freundlichen Wünsche dankte zu meinem 70. Geburtstage, ist stets gewachsen; denn die Lage für unser Volk und Vaterland ist immer ernster geworden. Ich sehe aber auch, daß in unseren Kreisen die Einsicht wächst für das, was not tut, um unser Schulwesen auf seiner Höhe zu erhalten und weiter zu heben, um insbesondere den neueren Sprachen den ihnen gebührenden Platz und die rechte Pflege zu sichern. Unserer Muttersprache ist man ja erfreulicherweise in den weitesten Kreisen bestrebt, endlich ihr Recht zuteil werden zu lassen. Und aus den vielen Plänen und Vorschlägen und „Richtlinien“ wird sich ja hoffentlich zu gegebener Zeit herauskristallisieren, was uns wirklich zum Heile dient. Mir, dem am Ende das Alter den Blick verdüstert, will es oft so erscheinen, als litten wir an einer Überfülle von Ansichten, und als wäre nun das Wichtigste: Sammlung zu zielbewußter Tat. — Wenn Sie, lieber Herr Kollege Zeiger, zu Pfingsten in Düsseldorf betont haben, daß dem Neuphilologenverband eine stetige sichere

Führung not tue, so haben sie damit einen Gedanken ausgesprochen, der mich früher sehr bewegt hat. Hoffentlich findet sich infolge ihrer Anregung trotz aller Schwierigkeiten die rechte Form, die diesen Gedanken verwirklicht.

Möge der erfreuliche Aufschwung der „N.Spr.“ dauern, und möge es den eifrigen und sachverständigen Bemühungen des Verlages und der Herausgeber gelingen, W. Viëtors liebstes Kind weiterhin einen Hort echt wissenschaftlicher Forschung und Lehre auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts zu wahren und zu erhalten!

Mit wiederholtem herzlichem Dank und Gruß

Ihr

F. Dörr.

FORMEN UND GRENZEN DES ARBEITSUNTERRICHTS IN DEN NEUEREN FREMDSPRACHEN.

Der Augenblick zu einem einigermaßen abschließenden Urteil über die Gestaltung des Arbeitsunterrichtes in den einzelnen Fächern ist noch lange nicht gekommen. Zu festen, bindenden Regeln für dieses Unterrichtsverfahren wird und darf man überhaupt niemals gelangen, denn es beruht letzten Endes ganz und gar auf der Ausstrahlung der freien Lehrerpersönlichkeit, die enge methodische Bindung ablehnt, und auf dem Wachwerden der gleichfalls stets wechselnden individuellen Kräfte in der Schülerschaft. Das eifrige Bemühen um die Verwirklichung des Arbeitsgedankens im neusprachlichen Unterricht, das gleich nach dem Bekanntwerden der „Richtlinien“^a eingesetzt hat, ist aber von dem Erfolg begleitet gewesen, daß heute in vielen Punkten schon eine gewisse Übereinstimmung der Auffassungen besteht, daß einzelne neue Formen arbeitsunterrichtlicher Technik als erprobt ohne Bedenken empfohlen werden können, daß auf der anderen Seite aber auch die Grenzen und Gefahren der neuen Unterrichtsart klar zu erkennen sind. Vor ungefähr einem Jahr forderte ich im Vorwort zu meiner Schrift über die arbeitsunterrichtliche Ausgestaltung des neusprachlichen Unterrichtes zu einem lebhaften Meinungsaustausch über die neuen methodischen Probleme auf, heute kann ich zusammenfassen, was bei diesen Erörterungen herausgekommen ist.

Von hohem Wert erscheint mir zunächst die Tatsache, daß der Begriff des Arbeitsunterrichts in unseren Fächern als geklärt angesehen werden kann. Der A.-U. in den neuen Sprachen darf nicht in erster Linie im Sinne Gaudigs unter dem Gesichtspunkte der geistigen Selbsttätigkeit der Schüler aufgefaßt werden. Dieser idealen Form des A.-U., die den Schüler das Arbeitsziel selbständig setzen und eigene Arbeitswege von ihm suchen und ausprobieren läßt, sind im fremdsprachlichen Unterricht sowohl durch die Natur des Bildungsgutes wie durch die Natur der Schüler viel engere Grenzen gesetzt als etwa im deutschen Unterricht oder in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern. Im Deutschen erfahren die Schüler einen ständigen natürlichen Zuwachs an Stoff in Haus und Leben, gelangen sie ziemlich bald zu freiem Hantieren mit dem Arbeitsgerät, in der Mathematik und der Naturwissenschaft führt die Anschauung die für diese Fächer interessierten und begabten Schüler schnell zum selbständigen Weiterdenken und Schließen; in einer fremden Sprache sind wir auf eine künstliche Zuführung von kleinen Mengen eines fremden Stoffes in wenigen Wochenstunden angewiesen, bedarf es einer langsamen, mühevollen Gewöhnung im Gebrauch der notwendigsten Werkzeuge. So verhält sich — wie ein geistvoller Kollege bemerkt hat — die Bewegungsfreiheit und -fähigkeit des Schülers in der Muttersprache zur Bewegung in den Fremdsprachen wie ein Freischwimmer im weiten Flußbade zum Plätschern in einer Badewanne.

Unter Arbeitsunterricht in den neueren Fremdsprachen ist jegliche Methode zu verstehen, die danach strebt, den ganzen Geist und Sinn des jungen Menschen zu erfassen, zu beleben und zu entwickeln, den jugendlichen Strebungen nach Selbstständigkeit und vielseitiger Betätigung möglichst zu entsprechen, das ihm zugeführte Wissen überall in geistige Kraft umzusetzen und so das beglückende Gefühl wirklichen eigenen Könnens in ihm wachzurufen.

Es ist danach selbstverständlich, daß die Formen des Arbeitsunterrichts vor allem verschieden sein müssen nach der Altersstufe der Schüler. Sie seien hier in aller Kürze zusammengefaßt für die erste in Sexta beginnende Fremdsprache. Es wird nicht schwer sein, für die zweite, in Tertia beginnende Fremdsprache die Abweichungen zu bestimmen.

Da alle Spracherlernung im Anfange nachahmend geschieht,

tritt der Lehrer auf der Unterstufe als Muster und Beobachtungsgegenstand entschieden in den Mittelpunkt der gesamten Arbeit. Um ihn gruppiert sich ein lebensvoller Gesamtunterricht, der dem Nachahmungstrieb, der Erlebnisfreude und dem Gestaltungsdrang der Jugend Rechnung trägt. Wir Neusprachler schulden der Reformbewegung, wie sie von Walter und seinem Kreis vertreten worden ist, größten Dank für die Anregungen, die sie uns hinsichtlich einer Verlebendigung des Unterrichts gegeben haben. Wenn der Leitgedanke der Reform, eine natürliche Uebermittlung des fremden Sprachgutes, auch nicht völlig zusammenfällt mit dem Ziel des A.-U., so sind doch beide einig in dem Streben, das mechanische Befolgen von Anweisungen des Lehrbuchs in Gestalt von Regeln und Beispielen zu ersetzen durch abwechslungsreiche, vielseitige Arbeit an einem sinnvollen Ganzen, die auch Eigenregungen der jugendlichen Seele von Anfang an zu ihrem Recht kommen läßt.

Unter den mannigfachen Formen und Wegen des Unterrichts der Unterstufe seien folgende als besonders wertvoll und beachtenswert hervorgehoben: Ausnutzung der Bildsamkeit und Anpassungsfähigkeit der jugendlichen Gehör- und Sprechorgane zum Zwecke der Erzielung einer möglichst laut- und melodiegetreuen Wiedergabe der Fremdsprache, Uebermittlung der Wörter und der grammatischen Formen im Satzzusammenhang unter Beobachtung der größten äußeren und inneren Anschaulichkeit, frühzeitige Gewöhnung an die Schülerfrage und das gegenseitige Abfragen, Wortschatzübungen in Form von Zusammenstellungen erlernter Wörter zu kleinen Darstellungen — nach Möglichkeit unter Verwendung der Schülervorschläge und in Verbindung von selbstgezeichneten Bildern (Picture Lessons), Auflösung erzählender Abschnitte der Lesestücke in Rede und Gegenrede in allmählicher Steigerung bis zur dramatischen Gestaltung und Aufführung einzelner Szenen vor der Klasse, mannigfache Umformungen von Sätzen und einfachen Satzzusammenhängen zum Zweck der Einprägung und Einübung der grammatischen und syntaktischen Erscheinungen.

Für jede dieser Formen arbeitsunterrichtlicher Technik liegen in den methodischen Schriften Walters und seiner Schüler erprobte und bis ins einzelne ausgearbeitete Muster vor. In sie einzudringen, sie sich zu eigen zu machen und im eigenen Unterrichte zu erproben und nach individueller Veranlagung und Neigung auszugestalten, das sollte die erste und

wichtigste Aufgabe jedes Neusprachlers sein, der seinen Unterricht nach arbeitsunterrichtlichen Gesichtspunkten zu erteilen strebt, das sollte vor allem das Maß der Anforderungen bestimmen, die wir an unseren neuphilologischen Nachwuchs bei der Ausbildung stellen. Eine Vereinheitlichung in der Ausbildung der neusprachlichen Studienreferendare scheint mir eine der brennendsten Aufgaben zu sein, die wir zu lösen haben, um in unseren Fächern den Wirrwarr der methodischen Auffassungen oder gar der Methodenlosigkeit zu überwinden und allgemein zu höheren und sichereren Leistungen zu gelangen.

Daß der freieren Gestaltung des Unterrichts, vor allem der aktiven und selbständigen Betätigung der Schüler, gerade auf der Unterstufe Grenzen gezogen sind, wird jeder Lehrer bald am eigenen Leibe merken. Es gibt gute und schlechte Klassen, es ist nicht gleich, ob ich 55 oder 20 Sextaner vor mir habe es macht einen großen Unterschied, ob ich in Frankfurt oder Leipzig eine geweckte, an Selbständigkeit gewöhnte Großstadtjugend oder in einer westfälischen Kleinstadt zurückhaltende, etwas schwerfällige Landkinder vor mir habe. Will ich mit allen annähernd das gleiche Ziel erreichen, das ich für die Unterstufe als sichere Aneignung der Elemente der Sprache und Erziehung zur möglichst weitgehenden praktischen Sprachbeherrschung bezeichnen möchte, so muß ich ständig wohl aufpassen, ob ich nicht von Zeit zu Zeit an die Stelle der oben erwähnten freieren Formen die bewährten Methoden des alten gebundenen Unterrichtsverfahrens, der sogenannten Lernschule, treten lassen muß, Methoden, die sicherlich in erzieherlicher und geistbildender Hinsicht hinter dem Verfahren des A.-U. zurückstehen, die aber, eben weil sie den Drill betreiben, vor ihm voraushaben, daß auch die schwächeren Schüler, auf die wir leider immer viele Rücksicht nehmen müssen, mitkommen können und daß eine sichere Kontrolle des tatsächlichen Wissensstandes gewährleistet ist. Eine Einschränkung dieser Art ist ganz besonders am Platze gegenüber der Forderung der Reformmethode und der Arbeitsschule nach Verwendung der fremden Sprache als Unterrichtssprache. Es darf keinem Zweifel unterliegen, daß im Gebrauch der Fremdsprache ein wesentliches arbeitstechnisches Hilfsmittel zur Lösung der uns gestellten Aufgabe zu sehen ist. Die Notwendigkeit, aufnehmend, verarbeitend und gestaltend in einem fremden Idiom tätig zu sein, stellt den Lernenden dauernd

unter den Zwang der eigentätigen Mitarbeit. Und doch wäre es falsch, den Gebrauch der Fremdsprache im Unterricht um jeden Preis zu fordern. Es kann nur heißen: sie ist anzuwenden, soweit der einzelne sich zutrauen darf, in ihr auch den höheren sachlichen und erziehlichen Aufgaben des Unterrichts gerecht zu werden.

Wir wenden uns der *Mittelstufe* zu. Als allgemeines Lehrziel kann für sie ein tieferes Eindringen in das Sprachverständnis und eine gesteigerte Ausdrucksfähigkeit festgesetzt werden. Dem entsprechen als wichtigste Formen arbeitsunterrichtlicher Technik: Die induktive Erarbeitung der Grammatik aus größeren Abschnitten der Lektüre oder eines ein solches Verfahren gewährleistenden Übungsbuches, die Anwendung der grammatischen Regeln in selbstgebildeten Beispielen, die Verwendung schwieriger syntaktischer Umformungen von Sätzen der Fremdsprache anstatt schematischer Wiederholung von einzelnen Kapiteln der Grammatik, Herausarbeiten idiomatischer Sprach- und Redefiguren aus dem Gelesenen und Zusammenstellung in einem nach Gruppen geordneten Sammelheft, freiere, abwechslungsreiche Gestaltung der Lektüre, z. B. durch starke Betonung der unvorbereiteten Erarbeitung des Textes, häufiges gutes sprach- und satzmelodisch einwandfreies Lesen, gegenseitiges Abfragen des Inhalts durch die Schüler, freien Vortrag geeigneter Abschnitte vor der Klasse bei selbstgeregelter Ablösung, in allen Klassen Erziehung der Schüler zur Kritik, d. h. zur ständigen Nachprüfung der Klassenleistungen auf sprachliche und inhaltliche Richtigkeit und Verbesserung ohne besondere Aufforderung.

Die Forderung, daß die fremden Sprachgesetze nach arbeitsunterrichtlicher Methode, d. h. in diesem Falle auf dem Wege der wissenschaftlichen Induktion gefunden werden sollen, wird heute fast einhellig vertreten. Dabei darf man natürlich nicht übersehen, daß diesem Verfahren in der Praxis gewisse Grenzen gesetzt sind. Einmal reicht die zur Verfügung stehende Zeit nicht aus, um alle Sprachgesetze auf streng induktivem Wege erarbeiten zu lassen. Ferner bietet der zur Verfügung stehende Lesestoff — mag man nun ein besonderes Übungsbuch oder eine zusammenhängende Lektüre als Unterlage wählen — durchaus nicht immer die für eine wissenschaftliche Induktion erforderliche Zahl und Art von Beispielen. Hier müssen die Beispiel- und Regelsammlungen der Grammatik stets ergänzend

herangezogen werden. Erschwerend für die Durchführung des A.-U. wirkt auch die feste Verteilung des grammatischen Lehrstoffs auf gewisse Zeitabschnitte. Eine sprachliche Erscheinung kann nach den arbeitsunterrichtlichen Methoden eigentlich nicht immer dann behandelt werden, wenn sie nach dem Lehrplan an der Reihe ist, sondern erst dann, wenn der Lesestoff genügend Material geliefert hat. Viele glauben dieser Schwierigkeit dadurch begegnen zu können, daß sie sich an die Übungsstücke der besonders hergerichteten Lehrbücher halten, und wollen auch für die weiterführenden Klassen — entgegen den bekannten ministeriellen Anweisungen — darauf nicht verzichten. Ich glaube, daß wir uns in der Praxis den amtlichen Vorschriften schon sehr genähert haben. Die für grammatische Zwecke zurechtgestutzten Übungsstücke sind aus den Lehrbüchern immer mehr geschwunden und durch neutrale Stücke ersetzt, die für bestimmte grammatische Kapitel nicht viel mehr Ausbeute gewähren als irgendein zusammenhängender Lektüretext. Da brauchen wir nur einen Schritt weiter zu tun, und wir sind bei dem vom Ministerium uns vorgeschriebenen Verfahren, das zweifellos geeignet ist, der zusammenhängenden Schriftstellerlektüre schon in den Mittelklassen jene Stellung zu gewährleisten, die ihr unbedingt zukommen muß. Das Verfahren setzt allerdings voraus, daß man dem Lehrer in der Reihenfolge der zu behandelnden grammatischen Probleme größere Freiheit läßt, d. h. davon absieht, die nicht zu vermeidenden bestimmten Jahrespensen noch weiter im voraus auf festgelegte kleine Teilabschnitte des Jahres zu verteilen. Dieser ganze Fragenkomplex ist aber, wie gesagt, noch sehr umstritten. Zu einer Klärung werden wir erst auf Grund weiterer vorurteilslos unternommener Versuche gelangen können. Übereinstimmung dagegen besteht in der Betonung der grammatischen Übungen, die eine Anwendung der auf induktivem Wege gefundenen Regeln in selbstgebildeten Sätzen darstellen. Der Gefahr, daß die Schüler sich dabei in nichtsagenden Sätzen bewegen oder solche an den Haaren herbeiziehen, läßt sich dadurch vorbeugen, daß man sie anhält, sich in bestimmten Vorstellungskreisen im Anschluß an festumrissene Lektürenabschnitte oder Bilder zu halten. Als ein hervorragendes Mittel zur arbeitsunterrichtlichen Einübung grammatischer und stilistischer Regeln sind schwierigere Umformungen anzusehen, z. B. die Verwandlung untergeordneter Sätze in Partizipial- und

Gerundialkonstruktionen und umgekehrt, der nebengeordneten in die untergeordnete Fügung und umgekehrt, besonders auch Änderungen der Wortstellung, wobei die dadurch herbeigeführten Schattierungen des Sinnes genau zu berücksichtigen sind. Einmütigkeit scheint auch zu herrschen in der Meinung, daß die grammatischen Probleme wirklich gründlich nur in der Muttersprache behandelt werden können. Die Versuche, die man angestellt hat, auch hier die Fremdsprache zur Anwendung zu bringen, sind nicht sehr ermutigend. Entweder man bleibt dabei in den Niederungen gedanklicher Arbeit, oder es tritt ein Französisch und Englisch zutage, das selbst gegenüber bescheidenen Ansprüchen nicht bestehen kann. Auf das dringendste ist gerade auf dieser Stufe ganz allgemein davor zu warnen, eine mehr äußere Lebendigkeit und Redefreudigkeit, die oft nicht über eine zur Schablone gewordene Anwendung derselben äußeren Arbeitsvorgänge hinausgeht, mit wirklicher geistiger Regsamkeit und Selbständigkeit zu verwechseln.

Zufriedenstellende Ergebnisse können nach allgemeinem Urteil von der im Mittelpunkt des gesamten Unterrichts stehenden *Lektüre* nur erwartet werden, wenn bei der Auswahl sorgfältig erwogen ist, ob der Text im Schüler innere Anteilnahme, Mut zu eigenem Urteil und Freude an selbständiger Arbeit erwecken wird. Es muß gesagt werden, daß diese Wirkungen in viel höherem Sinne von größeren zusammenhängenden Stücken, in deren Gedankengang und Empfindungswelt der Schüler sich wirklich vertiefen kann, erwartet werden dürfen, als von kurzen, aus dem Zusammenhang herausgerissenen Abschnitten. Hier liegt das ernste Bedenken, das manchen kulturgeschichtlichen Lesebüchern entgegengebracht werden muß, die jetzt herauskommen. Obertertianer oder Untersekundaner mit Hilfe solcher literarischen Bruchstücke zur wirklichen Erkenntnis der fremden Wesenszüge vordringen zu lassen, scheint mir ein völlig aussichtsloses Beginnen. Unter Kulturkunde wird auf der Mittelstufe nicht viel mehr verstanden werden dürfen als ein Vertrautsein mit den wichtigsten Gebräuchen und Einrichtungen des fremden Landes. Die Auseinandersetzung und Besprechung der Texte ist nach Möglichkeit in der Fremdsprache zu führen; wo aber das klare Verständnis, die Gründlichkeit und Tiefe der Gedanken unter der Benutzung der Fremdsprache leiden könnte, ist auch hier ohne Bedenken die Muttersprache zu verwenden. Damit ist eigentlich schon gesagt, daß

die Übersetzung des fremden Textes in die Muttersprache durchaus zu den Formen des A.-U. zu rechnen ist. Es hieße den arbeitsunterrichtlichen Wert einer in gemeinsamer Klassenarbeit, unter dem Hin und Her der Meinungen entstandenen Übersetzung verkennen, wollte man diese Übung als veraltet beiseite schieben. Nur muß man sich darüber klar sein, daß die anderen nicht minder wertvollen Arten arbeitsunterrichtlicher Technik im Lektüreunterricht nur in dem Maße zur Anwendung gelangen können, als es gelingt, die Schüler schon auf der Mittelstufe zum unmittelbaren Verstehen eines mittel-schweren Textes zu erziehen.

Einen großen Fortschritt scheint es zu bedeuten, daß von fast allen Seiten der Wert des gemeinsamen Vorbereitens der Lektüre betont wird; viele Gutachten fordern sogar die völlige Ausschaltung des häuslichen Präparierens während der ersten Jahre. Das häusliche Präparieren schwieriger Stellen durch unreife Schüler und mit Hilfe von ad hoc zurechtgemachten Spezialwörterbüchern hat zweifellos sehr viel gegen und nur sehr wenig für sich. Man sollte mit dem selbständigen Vorbereiten der fremdsprachlichen Texte so lange warten, bis die Schüler sich eines guten, wissenschaftlich und pädagogisch einwandfreien Wörterbuches bedienen können. Spätestens von der Untersekunda an müßte es in den Händen der Schüler sein. Die einmaligen Anschaffungskosten kommen nicht an die Summe heran, die der einzelne Schüler im Laufe der Jahre für eine lange Reihe von Spezialwörterbüchern ausgibt, die mit dem Tage an dem die betreffende Lektüre ausgelesen ist, jeglichen Wert für ihn verlieren. Es ist ein unerträglicher Zustand, daß jetzt manche Schulbuchverleger sich einfach weigern, Schullektüren ohne die dazu verfertigten Wörterbücher abzugeben. Das ist geradezu ein Eingriff in die Regelung der methodischen Fragen des Unterrichts und eine ganz erhebliche Herabminderung der arbeitsunterrichtlichen Werte, die mit der Handhabung eines guten größeren Wörterbuches verbunden sind. Von manchen Seiten wird mit Recht verlangt, daß die Verleger durch die Behörde veranlaßt werden, ihren rein geschäftlichen Standpunkt aufzugeben.

Als das Ziel der *Oberstufe* wird jetzt ziemlich übereinstimmend die Ausland- und Völkerkunde auf Grund der Schriftsteller bezeichnet. Aller Erfolg hängt hier in erster Linie von einer fruchtbaren und freieren Gestaltung der Lektüre ab.

An vielen Stellen ist zweifellos in der Vergangenheit durch ein ödes, unterschiedloses Herunterübersetzen ganzer Werke, Szene für Szene, Kapitel für Kapitel, viel kostbare Zeit und nicht minder kostbare Arbeitsenergie verschwendet worden. Kerschenssteiners Mahnung, bei der Lektüre, nicht geistige Kost in Teelöffelportionen zu reichen, vielmehr alles darauf anzu-legen, ein Werk in möglichst kurzer Zeit zu Ende zu lesen, enthält viel Beherzigenswertes, obgleich sie uns natürlich nicht dazu verführen darf, in Hast und Oberflächlichkeit zu verfallen. Die jugendliche Art verlangt nach einem lebhaften Tempo und nach einer gewissen Abwechslung in der Darbietung der Lek-türe. Das ist auch durchaus vereinbar mit der Verpflichtung des Lehrers, die Jugend zur ernstesten ausdauernden Arbeit zu erziehen und ihr leichten Genuß nur als Lohn für die auf-gewandte Mühe zu gewähren. Jedes zu seiner Zeit und am rechten Ort.

Nicht jedes Werk kann in allen Teilen mit der gleichen Gründlichkeit durchgenommen werden; einzelne Abschnitte, insbesondere die inhaltlich weniger wichtigen, müssen in kurso-rischer Lektüre schnell erledigt, oder einem einzelnen Schüler zur Berichterstattung an die Allgemeinheit übertragen werden. Von vielen Stellen wird die Zuhilfenahme von guten Über-setzungen für einzelne Teile des Werkes empfohlen, von anderen hin und wieder ein von allen Schülern in der Über-setzung gelesenes Werk zur genaueren Bearbeitung unter einzelne Gruppen aufzuteilen. Durch eine möglichst umfang-reiche Privatlektüre im engen Anschluß an die im Unterricht bewältigten Aufgaben, Heranziehung von Auswahlanmlungen in Form von Chrestomathien oder Leseheften läßt sich die Lektüre weiter ausgestalten und fruchtbar machen.

Der springende Punkt in der arbeitsunterrichtlichen Behandlung der Lektüre ist aber doch die Erziehung der Primaner zur selbständigen gedanklichen Durchdringung und Ausschöpfung der gelesenen Werke. Gerade in dieser Be-ziehung hat uns Gaudig sehr Wichtiges zu sagen. „Ziel muß werden, dem Präparieren seinen präparatorischen Charakter zu nehmen, d. h. den Schüler wie zu selbständigem Textver-ständnis so auch zu selbständigem Bearbeiten des Textes oder, um diesen handwerksmäßigen Ausdruck zu vermeiden, zur selbständigen Vertiefung in den Gehalt des Textes zu befähigen. Soll aber der Schüler selbständig z. B. den Gang der Handlung,

den Charakter der handelnden Menschen, den ethischen Gehalt, die Stimmung erkennen, oder soll er die Form als den Ausdruck des Inhalts verstehen oder den lexikalischen und grammatischen Gewinn herausstellen, so muß er methodisch geübt werden, Denkimpulse zu fühlen und sich planmäßig in den durch die Natur der Sache geforderten Richtungen zu bewegen¹⁾“. Der Geist des Schülers muß sich gewöhnen, ohne erst durch die Lehrerfrage dazu gedrängt zu werden, etwa den Verlauf und das Ziel der Handlung zu erkennen, die entscheidenden Punkte in der Bewegungslinie der Handlung herauszufinden, das Wichtige vom Unwichtigen in der Folge der Ereignisse zu unterscheiden, sich ohne besonderen Denkschluß in das Leben der Charakteren zu vertiefen. „Das bloße Auftreten charakteristischen Handelns muß genügen, ihm den Impuls zur psychologischen Deutung zu geben.“

Für die gedankliche Auswertung der Schriftsteller ist nicht minder wichtig eine rechtverstandene Konzentration, d. h. die Gruppierung der Ergebnisse der Lektüre um große zeit- und kulturgeschichtliche Probleme, soweit wie eben möglich in Zusammenarbeit mit den anderen Fächern. Da, wo die äußere Konzentration d. h. die gleichzeitige und aufeinander bezogene Behandlung des gleichen Fragenkomplexes in verschiedenen Fächern, sich ohne Künsteleien und Verletzung von Sonderbelangen herbeiführen läßt, ist ein entsprechendes Vorgehen richtig und überaus wertvoll. In jedem Falle aber ist die innere Konzentration notwendig, d. h. das Vorwärts- und Rückwärts-schauen auf verwandte Äußerungen geistesgeschichtlicher Art im Gebiet des gleichen Faches und ein Hinüberschauen auf die Arbeitsergebnisse anderer Fächer bei der Behandlung des gleichen Zeitabschnittes. Als selbstverständlich setzen wir voraus, daß alle Konzentration sich schließlich dahin auswirkt, daß wir aus der Gegensätzlichkeit zu fremdem Wesen das unsere zu erfassen suchen, aus der Beschäftigung mit fremden Völkern das eigene um so besser beurteilen lernen, nicht in blinder Selbstvergötterung, sondern mit der Liebe, die auch vor dem ernststen Wort des Tadels nötigenfalls nicht zurückschreckt.

Ein solcher Lektüreunterricht auf aktivistischer Grundlage, der Erlebnisfähigkeit voraussetzt und auf Lebens-

¹⁾ Gaudig, Didaktische Präludien, 2. Auflage 1921, S. 20 ff.

gestaltung hinzielt, ist echter Arbeitsunterricht. Eine Handhabung der Lektüre aber, wie sie jetzt von manchen Seiten befürwortet und in einzelnen Kulturlesebüchern praktisch vertreten wird, bei der es letzten Endes darauf ankommen soll, in jeglichem Werk des fremden Schrifttums bestimmte, auf dem Wege einer noch in den Anfangsgründen steckenden Strukturpsychologie gewonnene Wesenszüge und -merkmale des einzelnen Schriftstellers, der von ihm vertretenen Zeit und schließlich des Gesamtvolkes herauszuarbeiten, birgt große Gefahren gerade für den rechten Arbeitsunterricht. Darauf hat in eindringlicher Weise vor kurzem G Hanf hingewiesen¹⁾. Er hebt mit Recht hervor, daß die Art und die Höhe der gedanklichen Behandlung, die von ihren Vertretern verlangt wird, die Gefahr eines Sichverlierens in Einzeldingen, einer Zerstörung einheitlicher Auffassung in sich berge und eine Überspannung des Prinzips darstelle, vor der gewarnt werden müsse. Wenn bei Hübner²⁾ in seinem sonst sehr aufschlußreichen Buche von der englischen Kulturkunde gesagt wird: „Ihr Stoffgebiet ist das fremde Volkstum, ihre Methode die in teleologisch-normativen Disziplinen übliche und notwendige Wertung und die Strukturpsychologie, ihr Ziel die Nutzbarmachung des Erkannten für das Verstehen und Wollen der eigenen Wesensart“, so verrät diese Formulierung in ihrem mittleren Teil zur Genüge, daß hier Forderungen erhoben werden, die auf dem Boden der Wirklichkeit nicht zu erfüllen sind, die weit über das hinausgehen, was von Durchschnittsschülern und Durchschnittslehrern geleistet werden kann. Es ist sehr zu begrüßen, daß E. Schön in seiner glänzend geschriebenen Erwiderung an Litt³⁾ zu einer Ansprache über diese Fragen aufgefordert hat, die hoffentlich zu einer Klärung, d. h. zu einer Scheidung des Möglichen vom Unmöglichen beitragen wird.

Die Diskussion der Frage des Arbeitsunterrichts hat im Laufe der vergangenen Monate zweifellos zu manchem Fortschritt geführt, aber es bleiben Probleme und Schwierigkeiten

¹⁾ G. Hanf. Die Gedanken des Arbeitsunterrichts und der Konzentration im Französischen, Lehrproben und Lehrgänge 1926.

²⁾ Walter Hübner. Die englische Lektüre im Rahmen eines kulturkundlichen Unterrichts, S. 18.

³⁾ Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 1926, Heft 2.

in großer Zahl. Der Hauptgrund, weshalb viele nicht recht an die Gangbarkeit des neuen Weges glauben wollen, liegt m. E. darin, daß gegenwärtig eine zu große Unsicherheit und Unschlüssigkeit hinsichtlich des Zieles unserer Arbeit besteht. Die große Schwierigkeit, Form und Inhalt, Spracherlernung und Sacherfassung in der rechten Weise zu verbinden, auf die Wilhelm Münch so oft und nachdrücklich hingewiesen hat, ist jetzt, nachdem mit den Forderungen der Kulturkunde die Sacherfassung scheinbar in den Vordergrund gestellt worden ist, durchaus nicht gelöst, vielmehr zur unlöslichen Antinomie gesteigert. Auf die große Gefahr, daß wir über dem Verfolgen zweier Ziele beide schließlich aus dem Auge verlieren, hat vor kurzem R. Münch¹⁾ in einem tiefdringenden Aufsatz hingewiesen. Er behandelt darin auch die übrigen zur Genüge bekannten äußeren Grenzen des Arbeitsunterrichts, die mit der Überfüllung der Klassen, der Überlastung der Lehrer mit Stunden und Korrekturen, dem Mangel an Mitteln für die Weiterbildung im Ausland oder in den Universitätskursen zusammenhängen. Das Ergebnis seiner Untersuchungen: „Die Anwendbarkeit der als Arbeitsunterricht bezeichneten Methode steht in direkt proportionalem Verhältnis zur gegebenen Zeit, sowie zu Alter und Reife der Schüler, aber in umgekehrt proportionalem Verhältnis zu dem gegebenen Stoff und der vorhandenen Schülerzahl“ gibt viel zu denken. Die Spannung, die sich aus den hohen methodischen Anforderungen der Arbeitsschule und den hochgeschraubten stofflichen Zielen ergibt, scheint unüberbrückbar. Die Stofffülle der Lehrpläne für die neueren Sprachen steht im schreienden Gegensatz zu der Erkenntnis, daß mit der Technik der Arbeitsschule nur wenig an Stoff, dieses wenige aber um so gründlicher bearbeitet werden kann und soll. Es wird jedem Einsichtigen klar sein, daß entweder stoffliche oder methodische Forderungen geopfert werden müssen. Darüber zu entscheiden, ist in erster Linie Sache der Fachkonferenz und der Arbeitsgemeinschaft der Lehrer.

Hagen i. W.

Adolf Krüper.

¹⁾ Antinomien und Probleme der neuen preußischen Lehrpläne vom Standpunkte des Neuphilologen betrachtet. Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, 1926. S. 85ff.

LINGUISTIK UND PHONETIK.

Das sprachliche Denken und das Gesprochene sind die zwei Fundamente der gesamten Sprachwissenschaft. Eben deshalb kann diese Wissenschaft ohne gleichzeitige Forschung auf beiden Gebieten nicht richtig gedeihen. Die Wissenschaft des sprachlichen Denkens (Linguistik oder Philologie im englischen Sinn) geht ihren eigenen Weg als historische Wissenschaft mit wenig Beziehung auf das heutzutage Gesprochene (lebende Sprache) und entbehrt deshalb einer zuverlässigen Kausalerklärung der historisch konstatierten Tatsachen. Die Philologen sind aber nicht daran schuld. Der Zustand ist eine notwendige Folge der mangelhaften Entwicklung des anderen Teils der gesamten Sprachwissenschaft, nämlich der Wissenschaft des Gesprochenen, der Phonetik.

Das sprachliche Denken (*language*) ist ein rein psychologischer, das Gesprochene (*speech*) ein rein physikalischer Vorgang.

Die Sprache im Sinne des Gesprochenen (*speech*) besteht ausschließlich aus den Luftbewegungen vor dem Gesicht. Der erste Schritt zur Gründung einer Wissenschaft der gesprochenen Sprache besteht in der Registrierung und Analyse eben dieser Luftbewegungen. Nur aus solchen Forschungen ist etwas Zuverlässiges über das Wesen der Sprache zu gewinnen. Diese Forschungen haben schon viel Material zu einer Wissenschaft der Phonetik geliefert. Nur aus solchen Studien über die Sprache selbst kommt man zur Kenntnis des Baues der Sprache aus Sprachatomen und Sprachmolekülen; zum Verständnis und zur Messung der Eigenschaften dieser Gebilde, wie Dauer, Stärke, Tonhöhe, Qualität und Genauigkeit; zu genauen Lehren über Sprachmelodie, Sprachrhythmus und Vers; zur Bestimmung der Dialekte; zum Verständnis der geschichtlichen Entwicklung der Laute usw. Die Wissenschaft des Gesprochenen kann nur aus dem Studium des Gesprochenen selbst entstehen.

Es wird dann gefragt: Wie entsteht die Sprache, d. h. wie entstehen die sprachlichen Luftbewegungen? Dies muß durch psychologische, neurologische und physiologische Forschungen beantwortet werden. Bis heute ist eine Psychologie des Sprechens noch nicht in Angriff genommen worden. Die Sprachneurologie ist eben als eine neue Disziplin in der Medizin in

Entwicklung begriffen. Man hat jahrzehntelang versucht, eine Muskelphysiologie des Sprechens zu gründen; daraus ist ein Gebäude von einigem praktischen Wert entstanden. Leider stammen die Arbeiten meistens von Laien, welche nicht die dazu notwendigen physiologischen Kenntnisse besitzen; dies hat oft zu mangelhaften, gelegentlich zu falschen und sogar zu den sonderbarsten Resultaten geführt. Es lohnt sich nicht, die Irrtümer dieser Lehre aufzuzählen; ich beschränke mich auf ein paar Beispiele, um zu zeigen, daß die Lehre von der Erzeugung der Sprache durch Muskelbewegungen auf das Studium der Sprachbewegungen — d. h. der Luftbewegungen beim Sprechen — und auf bessere physiologische Kenntnisse gegründet werden muß. Es wird z. B. das *t* als ein stimmloser Verschlußlaut bezeichnet; ich habe zahlreiche Kurven von einem richtigen *t*, welche beweisen, daß dieser Laut ein vollkommen stimmhafter Reibelaut sein kann. Wiederum kommt *f* sehr oft als ein Explosionslaut vor. Das *w* ist oft ein starker Vokal. Ein berühmter Phonetiker hat behauptet, daß ein gewisser arabischer Laut — wie er bei der Erzeugung fühlen konnte — durch eine Verengung der Luftröhre unterhalb der Larynx entsteht. Wie jeder Mediziner weiß, würde eine solche Verengung — ein bekannter ju-jitsu-Griff — die Knorpellringe der Luftröhre zerbrechen und den sofortigen Tod durch Ersticken verursachen. Glücklicherweise für die Araber — und auch für den betreffenden Phonetiker — begeht man nicht jedesmal Selbstmord, wenn man diesen Laut erzeugt.

Eine dritte Frage ist diese: welche Eindrücke machen die sprachlichen Luftbewegungen auf das Ohr? Leider haben die bisherigen Phonetiker oft ohne Kenntnis der wirklichen physikalischen Sprache sich nur auf das Ohr verlassen und haben aus ihren vermeintlichen Eindrücken Schlüsse auf die physikalische Sprache gezogen. Solche Schlüsse sind niemals zuverlässig. Wenn man die Teiltöne der Vokale mittels des Ohres festzustellen versucht, sind die Resultate immer falsch. Die Melodieführung in einem Satz wird nur annähernd angegeben. Ein Phonetiker hat z. B. Melodiekurven veröffentlicht; nach meinen Untersuchungen muß ich behaupten, daß — wenn diese Kurven richtig sind — der Betreffende ein Epileptiker ist. Was die Metrik auf der Grundlage ihrer vermeintlichen Gehörsbeobachtungen für die Verslehre festzustellen glaubt, zeigt sich auf Grund wirklich registrierter und analysierter ge-

sprochener Verse als sehr ungenügend. Wenn man von den registrierten Luftbewegungen der wirklich gesprochenen Sprache ausginge, ließe sich eine zuverlässig genaue und nützliche Wissenschaft der gehörten Sprache aufbauen. Dies ist noch nicht geschehen, und heutzutage ist die Ohrphonetik im Rückstand.

Nicht nur bei der Forschung, sondern auch bei der Lehr- und Lerntätigkeit muß der richtige Weg beschritten werden. Um das Beste zu leisten, darf sich ein Philologe nicht auf die Linguistik — auf die Wissenschaft des sprachlichen Denkens — allein beschränken, sondern er muß ebenfalls die Wissenschaft der wirklich gesprochenen Sprache beherrschen. Diese eben genannte Wissenschaft — die Phonetik — fängt mit dem Studium der Luftbewegungen an; nur auf dieser Grundlage kann man zum Studium der sprachlichen Vorgänge in der Seele, dem Nervensystem und den Muskeln vorteilhaft fortschreiten. Wegen der erhöhten wissenschaftlichen und praktischen Leistungen des künftigen Sprachlehrers muß man genaue Kenntnisse der modernen Phonetik von allen Studenten der Philologie verlangen.

Wien.

E. W. Scripture.

DER BEGRIFF „SPRACHLICHE NEUSCHÖPFUNG“.

I. Vorbemerkung. Wer sich mit sprachlichen Neuschöpfungen beschäftigt, muß sich zuerst darüber klar werden, was er alles als sprachliche Neuschöpfung ansprechen und daher in seine Betrachtung einbeziehen muß, und welche Beispiele dann in den Umfang dieses Begriffes fallen. Wenn also ein Beispiel mit dem Begriffe „sprachliche Neuschöpfung“ gemeint oder — was dasselbe bedeutet — mit eben diesem Namen bezeichnet werden soll, so muß es gewisse Merkmale aufweisen (oder gewisse Leistungen vollbringen können), die eben allen unter diesen Begriff fallenden Beispielen zukommen und nur ihnen zukommen, m. a. W. wir müssen unseren Begriff zuerst definieren.

Gegen das Definieren besteht sehr oft Abneigung, die damit begründet wird, daß Definitionen nicht weiter hülfen. Allerdings, wenn ich die Genesis eines einzelnen Falles untersuche, brauche ich keine Definition; aber schon wenn ich die Entdeckung mache, daß einer größeren Gruppe von sprachlichen Erscheinungen dieselben Merkmale zu eigen sind, wäre es wichtig zu wissen, ob alle Beispiele unter einen Begriff fallen oder nicht, da ich nur so, d. h. unter Voraussetzung gleicher Umstände, ein Gesetz finden kann; denn ich

kann die Fälle, für die ein Gesetz gilt, am besten dadurch erfassen, daß ich sie alle als unter einen bestimmten Begriff fallend bezeichne. Diese Arbeit rein gefühlsmäßig zu machen, wäre unwissenschaftlich, da das Gefühl trügen kann und es nun einmal keine Gefühlsgevißheit — wenigstens nicht in unserem Falle — gibt. Außerdem handhaben wir bei gefühlsmäßigen Entscheidungen mit einem vorwissenschaftlichen Begriff, der zugleich mit einem Ausdruck der Umgangssprache gegeben ist. Da ein solcher vorwissenschaftlicher Begriff natürlich nicht auf Grund einer Definition, sondern durch wilde Abstraktion entsteht, enthält er immer kleinere oder größere Widersprüche. Er muß daher vorher brauchbar gemacht werden: Von einander widersprechenden Merkmalen läßt man die unwesentlicheren fallen, so daß sich schließlich mit Hilfe der verbleibenden Merkmale Umfang und Grenzen seines Geltungsbereiches scharf ziehen lassen. Dieser neue Begriff unterscheidet sich oft nicht unwesentlich von dem ursprünglicheren, so daß es zur Vermeidung von Mißverständnissen manchmal nötig sein wird, ihm einen neuen Namen oder einen Zusatz zu geben. Es könnte sich sonst mit dem alten Namen der alte Begriff unbemerkt einschleichen.

II. Problemstellung. Man kann sich in zweifacher Weise mit Neuschöpfungen beschäftigen: Einmal fragt man nach den Voraussetzungen, unter welchen eine Neuschöpfung entstanden ist; man forscht dann nach den Bedingungen, unter denen die Tätigkeit des Sprachneuerers verlief. In scharfer Trennung von dieser historisch-genetischen und psychologischen Aufgabe kann man das andere Mal fragen: wie muß eine Neuschöpfung ausschauen, damit sie als solche angesprochen werden kann, auch wenn man von ihrer Herkunft nichts weiß. Bei dieser deskriptiven Frage sind vor allem die wesentlichen Merkmale aufzuzählen, die eine Neuschöpfung haben muß, um als solche erkannt zu werden. Eigentümlichkeiten der Genesis sind am Einzelbeispiel selbst nicht feststellbar, daher keinesfalls Merkmale; durch sie kann darum niemals darüber entschieden werden, ob eine sprachliche Erscheinung als Neuschöpfung zu klassifizieren sei oder nicht (geradeso wie weißes Licht ein solches bleibt, gleichgültig aus wievielen und welchen Lichtern es gemischt ist).

Wenn man Neubildungen, je nach ihrer Entstehung, in Gruppen zusammenfaßt, so beinhaltet dies selbstverständlich keine Klassifikation der Neuschöpfungen, sondern eine (ohnehin wichtigere) ihrer Genesen, ihrer Ursachen (wie z. B. durch Lautnachahmung, durch Analogiebildung, durch Angleichung). Dasselbe gilt für die Frage, „ob bei einer Neuschöpfung die Verbindung (scil. eines Begriffes u. s. w.)

mit einer bestimmten Lautform rein zufällig ist“ (Wundt). Denn „etwas ist zufällig“ heißt immer nur: etwas ist zufällig entstanden. Anders verhält es sich mit der „partiellen Neuschöpfung“ H. Pauls (*Jemine* aus *Jesu Domine*), die eine deskriptive Klasse ist.

III. Aufzählung und Besprechung einzelner Fälle.

a) Wenn der Name einer Radio-Gesellschaft *Ravag*, der eines Warenhauses *Göc* oder *Stafa* lautet, so sehen wir auch ohne Definition, daß hier Neuschöpfungen vorliegen und zwar solche, die im Bereiche der *Akü*(= Abkürzungs-)sprache entstanden sind.

b) Schon bei dem Worte *Gas* könnte man zweifeln, wenn es nämlich in Anlehnung an das griechische *chaos* gebildet wurde. Die lautliche Verschiedenheit zwischen Vorbild und Neugeschaffenem spricht dafür, es als Neuschöpfung aufzufassen. Ähnlich ist es mit *Hokuspokus*, das angeblich aus dem Italienischen *ochus-bochus* kommt, oder wenn man nach dem Italienischen *cinque* den Italiener als *Tschinkerl* bezeichnet.

c) Noch mehr wird man zweifeln bei *Bakterie*, das aus dem Griechischen stammt, dort aber *Stäbchen* heißt, so daß also nichts Neues, sondern lediglich ein Bedeutungswandel vorzuliegen scheint. Andererseits ist dieses Wort für einen, der nicht Griechisch versteht, auf alle Fälle ein neues Wort, für den Kenner aber zumindest eine Neuerwerbung.

d) Doch können mit Hilfe von fremden Sprachen einwandfreie Neuschöpfungen zustandekommen. Wenn ich bei P. Mulford (übersetzt von Sir Galahad) lese *Napoleon war unterschlafen*, so ist dieses Bedeutungslehnwort offenkundig eine Neuschöpfung, da wir ja eine neue Form vor uns haben.

e) Dasselbe gilt auch für entlehnte Konstruktionen. Als das Kirchenlatein herrschend war, erlaubte man sich im Schriftdeutschen z. B. absolute Partizipialkonstruktionen und den accusativus cum infinitivo; solche syntaktische Bildungen sind zwar dem Humanisten wohlbekannt, den ändern aber etwas ganz Neuartiges, ja sogar Fremdes. — Hierher gehört es auch, wenn manchmal im Schriftdeutschen der *Weilsatz* als Hauptsatz konstruiert wird: *weil er ist krank*. Nur der Kenner weiß, daß Dialekteinfluß vorliegt, weshalb eine solche Konstruktion für den Bereich des Schriftdeutschen eine Neuerung bedeutet.

f) Wenn ich bei Spitteler lese *Wolkeneingeweide* (*Wolken wie Eingeweide*), so fällt mir die ungewöhnliche Art des Kompositums

auf. Das Neuartige liegt aber nicht in der formalen Art der Zusammensetzung, (ein formal gleiches Beispiel wäre *Rabeu-ellern*, u. ä. m.), sondern in der Bedeutung. Das formale Mittel der Zusammensetzung besitzt hier eine ungewöhnliche Bedeutung (-sfunktion) und hat damit einen Bedeutungswandel mitgemacht. Aber als Ganzes genommen ist das Wort eine Neuschöpfung: *es kommt in unserem Lexikon nicht vor*. Übersetze ich dieses Wort in eine Sprache, in der Zusammensetzungen nicht üblich sind, oder, was das gleiche ist, löse ich es im Deutschen auf, *Wolken wie Eingeweide*, dann kann von Neuschöpfung nicht mehr die Rede sein. Wenig verschieden davon ist der Fall des dialektischen *schauderbar*, einer Kreuzung von *schauderhaft* und *furchtbar*. Hier sind ebenfalls die Teile bekannt, während die Kombination neu ist. Dieses Beispiel bildet die Überleitung zu

g) Von syntaktischen Neuschöpfungen muß man auch dort sprechen, wo z. B. anstelle einer alten Kasusendung eine neue nach dem Vorbild der Pronomina gesetzt wurde; ich meine Fälle wie lat. *horti* (älter *hortoi*) griech. *Achaioi*, in denen anstelle der alten Endung auf *ôs* die analoge der Pronomina trat, oder Beispiele wie *Alpe*, in dem die Genitivendung (*Alpen*) in den Nominativ drang (*Alm*). Ein ähnlicher Fall liegt vor bei den sogenannten Reimwortbildungen, wenn man z. B. einen, der sich mit Radio beschäftigt, scherzhaft einen *Radioten* nennt.

h) Zu den Neuschöpfungen, wenn auch meist nicht zu den bleibenden, gehören jene Bildungen die sich manchmal Kinder zurechtlegen. K. Bühler berichtet eine Reihe von Beispielen (*Guckmann=Zuschauer*). Auch A. Marty erwähnt einen interessanten Fall. Ein Kind, das deutsch und tschechisch zugleich lernt, bildet nach dem tschech. *zeptati* (fragen) ein deutsches *zepten!* Dieser Fall ist analog dem der Lehn- und Fremdwörter.

i) Wie ist es aber in jenen Fällen, in denen Kinder falsche Analogien bilden? Wenn sie sagen *gebleibt*, *genehmt*? Oder wenn jemand die Sprache nicht beherrscht und fehlerhafte Wörter und Konstruktionen bildet? Daß sie meist nur einmalig oder vorübergehend auftauchen, reicht nicht hin, sie bei den Neuschöpfungen nicht aufzuzählen. Was ist es ferner mit Verschreibungen, Versprechungen, usw.? K. Kraus findet einen Druckfehler *verbroigter Loibusch* und benützt dieses unverständliche Wortungetüm zur Bezeichnung für einen durch Ungeschick hervorgerufenen *Pullawatsch*. Wenn auch dieser Ausdruck nicht erfunden, sondern bloß gefunden wurde, so ist er doch von

dem Augenblicke an, in dem er mit Absicht verwendet wurde, als Neuschöpfung zu betrachten.

k) Wie verhält es sich schließlich mit den Lautverschiebungen, durch die neue Formen entstehen? Wie bei den lautlichen Veränderungen der Dissimilation, haplogologischen Silbellenipse, der Zerdehnung (*Halunke* aus *Hunke*)?

l) Völlig einwandfreie Fälle sind jene Beispiele, die ohne irgendein Vorbild geschaffen wurden, wie z. B. *Klecks* (H. Paul) oder nld. *fiets* = *Fahrrad* (J. Schrijnen) oder *knarren* (Lautnachahmung!).

IV. Zusammenfassung. Nur bei formalen, äußerlich sichtbaren Neuerungen sprechen wir offenkundig von semantischer Neuschöpfung; Neuerungen, die in Bedeutungsänderungen bestehen, können nur in weiterem Sinne als Neuschöpfungen betrachtet werden: Sicherlich liegt auch bei ihnen etwas Neues und auch etwas Schöpferisches vor; jedoch nicht auf semantischem Gebiete¹⁾. Jedes Fremdwort²⁾, jedes Wort, das aus einem anderen Dialekt stammt, und jeder Ausdruck, der einem früheren Stadium der Sprache angehört und bereits der Vergessenheit anheimgefallen ist, dann aber wiederum in den Wortschatz aufgenommen wird, ist daher für den, der nur seine Muttersprache oder einen ihrer Dialekte kennt (und daher für diese Sprachen und Dialekte selbst) bereits ein Novum; denn von der Entlehnung weiß ja nur der Fachmann und die Art, wie eine Neuschöpfung zustande kommt, kann nach I. keinen Einfluß auf die Frage haben, ob etwas formal Neues vorliegt. Wenn man aber einwendet, das betreffende Wort existiere schon in einer Sprache und sei darum nicht neu, so ist zu erwidern, daß es sich nur darum handle, ob es für jene eine Sprache neu sei; faßt er aber den Begriff der neuen Form weiter, indem er von der relativen Neuheit absieht, dann gerät er bei jeder Neuschöpfung in die Verlegenheit, zuerst nachweisen zu müssen, daß in keiner Sprache der Welt (auch nicht in einer toten) eine Isoglosse vorkommt. Im letzteren Falle würde die betreffende neue Form schon vorhanden und darum nicht neu

¹⁾ Einen ähnlichen Gedankengang finde ich zu meiner Freude bei P. Kretschmer, dessen Schrift (s. Literatur) zur Abfassungszeit dieses Artikels noch nicht vorlag.

²⁾ Ganz abgesehen von jenen „Fremdwörtern“ im Deutschen, die sonst in keiner Sprache vorkommen, wie z. B. *Baroness*.

sein. Sind die beiden Isoglossen bedeutungsverschieden, so kann dies in unserer Frage keine Rolle spielen, da der Begriff Neuschöpfung immer etwas Formales meint; aber auch deswegen nicht, weil im umgekehrten Fall eine Neuschöpfung, für deren Bedeutung Synonyma vorliegen, nicht als solche gelten könnte und weiteres jeder Bedeutungswandel eine Neuschöpfung sein müßte. Doch wird es zur Vermeidung von Mißverständnissen gut sein, bei jeder Neuschöpfung hinzuzusetzen „für die und die Sprache“.

Fremdwortgegner werden sich an dem Paradoxon, daß jedes Fremdwort eine Neuschöpfung sei, stoßen (und zwar deswegen, weil der Gefühlswert von „Neuschöpfung“ im Gegensatz steht zu dem von „Fremdwort“); darum sei ausdrücklich betont, daß die üblichen Argumente gegen die Fremdwörter durch obige Ausführungen unberührt bleiben.

Es gibt nun viele Grade der Neuheit, angefangen von Wörtern, die zur Gänze erfunden wurden (wie *Klecks* und manchen Reklamen) bis zu den Abkürzungs- und Reimwörtern und den schon fast abstrakten Fällen, in denen nur die Konstruktion neu ist (Beispiel e).

Neuheiten, die durch Versprechen (Stottern!) oder Verschreiben entstehen, können an und für sich nicht als solche angesprochen werden, da sie nicht in der Absicht und im Willen des Verursachers liegen und ihm beim Sprechen oder Schreiben nicht als Zielvorstellung vorschweben. Wird aber nachträglich eine solche Entgleisung mit Absicht verwendet (Beispiel unter i), dann muß von Neuschöpfung gesprochen werden, da es für die deskriptive Betrachtung gleichgültig ist, von wo ein neuer Ausdruck hergenommen ist.

Lautgesetzliche Veränderungen, die unmerklich, unbewußt und unabsichtlich vor sich gehen, sind keine Neuschöpfungen, da die formalen Neuerungen und Veränderungen des Sprechchusus erst durch einen Vergleich mit in früherer Zeit üblichen Formen feststellbar sind, was wiederum nur durch den Glücksfall einer schriftlichen Überlieferung, niemals aber unmittelbar durch die jeweils gesprochene Sprache selbst ermöglicht wird. Jene Lautveränderungen aber, die sich sprunghaft und merklich vollziehen und sich daher von dem unmittelbar vorhergehenden Zustand wesentlich abheben, müssen als Neuschöpfungen betrachtet werden.

Ich bezeichne daher mit „sprachlicher Neuschöpfung (im engeren Sinne)“ jede mit Absicht

so geäußerte sprachliche Neubildung (Neueheit), die innerhalb einer Sprache (eines Sprachstadiums) überhaupt nicht oder in der bisherigen Form nicht vorhanden (belegbar) ist.

VI. Ausblick. Mannigfache Probleme zweigen hier ab oder werden berührt. Da sie aber alle in das Historisch-Genetische oder Psychologische hinüberspielen, seien sie nur kurz angedeutet.

Da ist vor allem die Frage, inwieweit von den Neuschöpfungen auf die Vorgänge der Urschöpfung zurückgeschlossen werden kann¹⁾ (wobei nach H. Paul mit „Urschöpfung“ „die uranfängliche Zusammenknüpfung von Laut und Bedeutung“ bezeichnet wird). Wundt rät zur Vorsicht, da bei allen späteren Neuschöpfungen immer Anlehnung an bereits bestehendes Material vorliege. Dieser Einfluß, den ich als die Gesamtheit der Analogiewirkungen bezeichnen möchte, wird sehr oft „innere Sprachform“ genannt. Viele halten sie für einheitlich oder für ein geschlossenes Wirkungssystem (energeia)²⁾. In Wirklichkeit liegt nur eine Summe von Einzelkräften vor, die oft gegeneinander im Assoziationskampfe stehen, bis die wirksamste Analogie die Oberhand gewinnt. Wundt würde diese Darstellung Vulgärpsychologie nennen, sowie er auch alle anderen Ursachen von Sprachveränderungen (z. B. die Bequemlichkeit) mit diesem Ausdruck abtut, indem er darauf hinweist, daß die Menschen einer Sprachgemeinschaft nie an diese Ursachen dächten. Wundt spricht hier offenkundig vorbei, denn er verwechselt den psychologischen Vorgang mit der begrifflichen Erfassung dieses Vorganges. Freilich denkt niemand an die Ursachen, die seine Assoziationen leiten, obwohl sie natürlich da sind³⁾. Das teleogische Moment ist eben bei allen Sprachneuerungen unbestreitbar (A. Marty, O. Funke).

¹⁾ So wurde z. B. von P. Kretschmer die Fragestellung „Monogenese oder Polygenese“ (Trompetti, H. Schuchardt) endgültig gelöst.

²⁾ Das Sprachgefühl sagt uns auch bei Neuerungen ganz entschieden, wie man sie ausdrücken müsse. Diese Sicherheit verleitet darum zum Glauben, es läge nur ein einziger treibender Faktor (nach W. Porzig eine „Idee“) zugrunde.

³⁾ Vielleicht fällt jetzt endlich der häßliche und so unbegründete Ausdruck „Vulgärpsychologie“, der hauptsächlich gegen Paul und Marty gerichtet war.

Eine weitere wichtige Frage ist die nach der Einteilung der sprachlichen Neuschöpfungen. Wundt unterscheidet volkstümliche und gelehrte Neubildungen. Diese Einteilung ist unscharf. *Gas* z. B. ist eine gelehrte Neubildung, obwohl das Wort volkstümlich ist. Die wissenschaftlichen botanischen Namen verbleiben innerhalb der Gelehrtenkreise, bloß weil sie sonst nicht benötigt werden. Ähnliches gilt für die Jägersprache. Wundts Unterscheidung läuft also darauf hinaus, ob eine sprachliche Neuerung auf eine Sondersprache beschränkt bleibt oder Gemeingut wird, da der soziale Stand der Schöpfer für den Charakter der Schöpfung nicht maßgebend sein kann. Eine Unterscheidung nach der Weite der Verbreitung ist darum eine durchaus unwichtige und unscharfe.

Eine ähnliche, jedoch viel klarere Unterscheidung bringt H. Paul, der zwei verschiedene Arten des sprachlichen Werdens angibt: Sprachgebilde werden entweder unbewußt und ohne Absicht, „etwas Bleibendes festzusetzen“, oder bewußt „durch ein absichtlich regelndes Eingreifen“ geschaffen. Diese sicherlich scharfe Unterscheidung dürfte nicht immer durchführbar sein.

Wesentlich sind jene Unterscheidungen, von denen bereits die Rede war. So die Unterscheidung zwischen semantischer, sprachlicher Neuschöpfung und Neuschöpfung in weiterem Sinne („Bedeutungswandel“) oder die von H. Paul angedeutete zwischen partieller (*Jemine*) und totaler (*Klecks*), und kombinatorischer (*Auftakteule*, *Mondschaft* bei Christian Morgenstern).

Schließlich könnte man noch die syntaktischen Neuerungen, zu denen z. B. auch die Wortstellung gehört, den anderen gegenüberstellen. Auch hier wird ein bedeutsames Problem gestreift: Können oder müssen syntaktische Neuerungen immer auch als Beweis für neue „Denkformen“ gelten? Vossler bejaht dies. Es fragt sich jedoch, ob nicht manchmal diese neuen „Denkformen“ bloß bedeutungsvermittelnde Vorstellungen sind¹⁾. Jedenfalls ist es aber eine der wichtigsten Aufgaben, die Ursachen der sprachlichen (insbesondere der syntaktischen) Neuerungen aufzudecken.

Literatur:

K. Bühler, Die geistige Entwicklung des Kindes³, S. 226 ff.

O. Funke, Innere Sprachform. Eine Einführung in Marty, 1925, S. 13.

¹⁾ Marty nennt sie die „innere Sprachform“, das „Etymon“.

K. Kraus, Die Fackel, Nr. 668 S. 42 f. (Dezember 1924).

P. Kretschmer, Die Wortschöpfer. Sonderabdruck aus „Germanistische Forschungen“, Wien 1925.

A. Marty, Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie I, S. 134 ff.

Chr. Morgenstern, Galgenlieder, S. 19 ff.

H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte⁵, S. 18 f., 35, 176 ff., 179, 349.

W. Porzig, Der Begriff der inneren Sprachform. In „Indogerm. Forsch.“ XLI. Band, S. 150.

J. Schrijnen, Einführung in das Studium der indogermanischen Sprachwissenschaft. Übersetzt von W. Fischer, S. 64, 114, 165.

H. Schuchardt, Sprachursprung (Berliner Sitzungsbericht 39, S. 716).

H. Striegl, Sprachwissenschaft für Alle. 3. Jg., S. 5 ff. („Gas“).

K. Vossler, Geist und Kultur in der Sprache, S. 60.

W. Wundt, Die Sprache 1⁴, S. 617 f., 619, 446 f., 28; 2^s S. 490.

Wien.

Wilhelm Brandenstein.

WORTE AN PROFESSOR LOUIS GAUCHAT.

Zum sechzigsten Geburtstag.

Sehr verehrter Herr Professor! In diesen Wochen, da die Schweizer Romanisten und Ihre Zürcher und auswärtigen Freunde mehrfach bei Ihnen erschienen sind, habe ich an die bescheidene Feier gedacht, die wir, etwa zwanzig Studenten, Ihnen vor zehn Jahren im Romanischen Seminar bereiten durften.

Sie hatten den Tag geheimgehalten und ahnten nichts Böses, als Sie zur gewohnten Stunde und Arbeit kamen — da stand ein Franzose auf, der älteste unter uns, ein Lehrer, den der Krieg hieher verschlagen hatte. In herzlichen und feinen Worten dankte er Ihnen für viele Güte und Hilfsbereitschaft — manche von uns haben Jahre später den vollen Sinn seiner Worte tief empfinden gelernt. Ehe Sie antworten konnten, erhob sich ein Bündner, der seither leider von uns geschieden ist, und hielt seine romuntsche Rede. Und nun erwarteten Sie resigniert das Kommende. Ein Luganer sprach in seiner Mundart und dann Schriftitalienisch. Schließlich wünschte ein Deutschschweizer, dem Stammescharakter getreu, mit nur zwei Sätzen Ihnen Glück. Es war eine Feier der vier schweizerischen Nationen und ihres Zusammenwohnens, wie ich sie nie so eindrücklich erlebt habe.

Es war ein Franzose, der sprach. Und die welsche Schweiz? Sie war vertreten, so reich und herrlich, wie keiner von uns, wie kein einzelner überhaupt sie hätte vertreten können: durch Ihr Werk, das heute für alle sichtbar dasteht, das damals erst, in zahllose Zettel und düstere Schachteln geschichtet, dem Licht entgegenwuchs, dessen Konturen sich unserer Ahnung erschlossen. Und durch die Ihren: Da drängten sich hinter Ihnen, Reih' an Reihe in dem kleinen Raum, ernste und frohe, jugendliche und alte Gesichter, städtische und ländliche, Frauen und Lehrer, Handwerker und Bauern — die erst zögernd, dann mit Stolz auf Ihre Fragen

geantwortet und mitgeholfen, mitgebaut an Ihrem Werk, die Correspondants des *Glossaire*. Und nicht nur die Correspondants Ihrer, auch die früherer Zeit: Vorfahren und Lehrer, über Ihre Schultern blickend, der Doyen Henchoz und der Doyen Bridel, Olivier und Dumur und Madame Odin, und, Ihnen zunächst, die frühe Begleiterin Ihrer Fahrten, die erste Zeichnerin des *Glossaire*.

Der gleiche Trieb, der die Brüder Grimm beseelte, da sie alte Kunde von den Lippen des Volkes schöpften, der gleiche, der den Dichter Roumanille provençalische Verse schreiben ließ, da seine alte Mutter seine schriftfranzösischen nicht verstand: tiefste Liebe zur Heimat, zu ihrer Vergangenheit, die schattenhaft lieblich und gewaltig in unsere Tage hereinragt — er hat Sie, verehrter Herr Professor, auf Ihre Fahrten geführt, Ihrer Lebensfahrt die Richtung auf ein fernes Ziel gegeben. Sie wollten nicht, daß die Mundart vergessen werde, es war ein Werk frommer Rettung, ein schützendes Tun.

Und Sie hatten, Sie haben eine glückliche Stellung inne im historischen Gefüge: Sie stehen mitten in einer Generationenreihe, alte und junge Hände schließen sich in die Ihren. Wir wissen, wie der Mann, der nahe der Mitte des neunten Jahrzehnts uns gerade in diesen Tagen mit neuen und frischen Gaben beschenkt hat, der große Sprachforscher dreier Zeiten, mit welcher Teilnahme Hugo Schuchardt das Fortschreiten des *Glossaire* begleitet, das für ihn eine Erfüllung früher Ahnungen und Wünsche bedeutet. Er vertritt heute in diesem Sinne Ihre beiden Lehrer, Gaston Paris und Heinrich Morf, die die Mundartforschung gefordert, ihre Keime geegt haben. Aus Ihrer Generation neigt sich von anderen Wegen Karl Vossler freudig zu Ihnen herüber. Und an die Ihnen Gleichaltrigen schließen sich die Jüngeren, deren Arbeiten Sie gefördert haben, vor allem die für den Italienisch-Rätoromanischen Sprachatlas.

Und ebenso durch die Breite der Wissenschaft. Es ist mit Ihr Werk und Ihre Lehre, wenn die alten Kategorien der Lautforschung und Wortgeschichte sich aufgelöst haben, wenn die Sprachgeschichte eingeordnet wird in die Gesamtgeschichte des Volkslebens: Jedes Wort ist ein Individuum, jedes hat seine eigene Geschichte. Es ist der gleiche Prozeß der Auflösung und Neuzusammenordnung, der die übrigen Geschichtswissenschaften in diesen Jahrzehnten bestimmt.

Aus Ihrem Lebenswerk rauschen „alle Quellen“, draus Sie „wandernd einst getrunken“. Aus ihm spricht Ihr Wesen zu uns: die Mischung von Elementen, die Ihr Wesen bedingt, die einmalige Legierung und Verbindung von Dignität und Unbefangenheit, von jener leisen Zurückhaltung, ohne die es Form und persönliche Kontur nicht geben kann, und jener Herzensherzlichkeit, ohne die Vertrauen und Liebe, die Ihnen so sehr entgegengebracht werden, nie errungen werden können, die Verbindung eines formenden Elements — denn Ihr Stift zeichnet so zart wie deutlich — mit einem musikalischen.

Verehrter Herr Professor, Sie haben uns einmal von der Arbeit erzählt, die Gaston Paris Ihnen zuweisen wollte: den Ursprung der Geige zu ergründen. Das, fügten Sie hinzu, hätten Sie nicht getan, und doch wäre wohl bei Ihrem Schaffen eine Violine mit dabei gewesen. Wir, Ihre Schüler, haben aus allen Ihren Worten den Klang dieser Geige gehört. Wir werden ihn immer hören.

Zürich.

Herbert Steiner.

ENGLISCH ALS ERSTE UND FRANZÖSISCH ALS ZWEITE
NEUERE FREMDSPRACHE.

Eine außerdienstliche Anfrage über die Stellung unserer Schule zu oben genannten Gegenstände gab Anlaß zu Bemerkungen, die ohne Änderung der lockeren brieflichen Form hiermit zur Besprechung gestellt werden. Die Geltung auf breiter Erfahrungsbasis gewonnener Thesen können diese Bemerkungen bei der Kürze meiner hiesigen Amtstätigkeit nicht beanspruchen.

Gewiß: Englisch ist bei uns erste, Französisch zweite neuere Fremdsprache. Doch die Verteidigung eines gegebenen, schon vorgefundenen Zustandes trübt leicht den Blick für den Kern des ihm zugrunde liegenden Problems. Ich möchte deshalb nicht von dem hier Vorhandenen ausgehen, um etwa seine Zweckmäßigkeit durch ein paar zusammengeraffte Beispiele zu stützen, sondern, soweit tunlich, das Problem in seinem Wesen zu erfassen suchen, indem ich die Frage aufwerfe: Welchen Anforderungen hätte die erste Fremdsprache mit dem in ihr lebenden Kulturganzen zu genügen, um einerseits den Erfordernissen des gesamten Erziehungsplans sich einzuordnen und andererseits in sich selbst die Bedingungen eines gedeihlichen Betriebes zu bieten?

I.

Fremdsprachen bieten wertvolles Bildungsgut. Über ihre Stellung im Lehrplan dürfen also nationale Stimmungen und Verstimmungen nicht entscheiden. Der Philologe zumal, der fremdem Volkstum suchend und verstehend nähertrat, wird in dem Kellerschen Mahnruf: „Achte jedes Mannes Vaterland, aber das deinige liebe!“ sich nicht nur zu dem Schluß, sondern gern auch zu dem Vordersatz bekennen.

Doch die Fähigkeit, uns in fremdes Volkstum einzufühlen, ist verschieden nach dem Grad der Verwandtschaft zwischen jenem und uns. Der Begriff der Verwandtschaft darf dabei weit gefaßt werden. Er umschreibt nicht nur Grade der Gemeinsamkeit des Blutes und der Sprache; er kann jede Art der Schicksals- und Interessengemeinschaft umfassen, wobei der seltsame Widerspruch begegnet, daß gerade dort, wo die innere Verwandtschaft vielleicht am stärksten ist, die völlige Identität der Bedürfnisse, Ziele und Strebungen namentlich auf wirtschaftspolitischem Gebiet zu Reibungen und Zerwürfnissen führt, die, wenn auch nur auf Zeit, alle Verwandtschaftserinnerungen begraben. Doch sei dies geschehen, und sei selbst in der Gegenwart die politische Brücke noch nicht wieder gezimmert, die einst zwei Brudervölker verband: der Pädagog wird die Verwandtschaft nicht verleugnen, er wird die Erinnerung an sie hinüberretten in eine bessere Zeit.

Der deutsche Schulmann unserer Tage steht vor dieser bitteren Notwendigkeit nicht. Er darf sich entscheiden. Er darf England vor Frankreich den Vorzug geben. Die Entscheidung kann ihm nicht schwer werden: die Verwandtschaft des eigenen Volkes mit dem englischen läßt ihm keine Wahl. Vom Nahen zum Fernen, vom Bekannten zum Unbekannten! so lauten alte, erprobte Sätze. Der deutsche Schulmann würde mit der pädagogischen Überlieferung zweier Jahrtausende in Widerspruch geraten, wollte er dem Französischen den Vorzug geben. Im Lehrplan gehört Englisch an die erste Stelle.

Dieses Ergebnis mag durch andere Überlegungen erschüttert werden; zunächst erfährt es durch Umschau unter den allgemeinen

Erziehungsaufgaben der Schule eine kräftige Stütze. Denn wenn einer der wertvollsten Gedanken der Richtlinien darin bestand, dem deutschkundlichen Bildungsgut für sämtliche Schulformen eine zentrale Stellung zu sichern, so ergibt sich von selbst, daß unter den fremden Kulturen diejenigen einen bevorzugten Platz im Lehrplan verdienen, die durch ihre innere Beziehung zum deutschen Wesen fruchtbare Vergleiche eröffnen, die dem Schüler ein vertieftes Verständnis für die Eigenart seines Volkes (Richtl. I, 113) erschließen.

Doch auch die Querverbindung mit anderen Fächern ist vom Englischen aus früher und leichter zu ziehen als vom Französischen. Wenn nicht Erd- und Heimatkunde, so werden Geschichte und tägliches Leben dem Kinde früh einen Eindruck verschaffen von der aller Grenzpfähle spottenden Steigerung des internationalen Verkehrs unserer Zeit, dessen Herz noch immer die City von London ist. Selbst wenn die hohe Rangstellung des englischen Volkes innerhalb des Kulturlebens der Gegenwart bestritten werden könnte, so müßte schon die Weltgeltung der englischen Sprache, ihre Vermittlerrolle im Weltverkehr, ihre Kenntnis weitesten Kreisen unseres Volkes als dringend erwünscht erscheinen lassen; haben doch Hamburger Volksschüler schon vor Jahrzehnten ein Jahr länger englischen Unterricht genossen als Schüler zahlreicher Realschulen mit Englisch als zweiter Fremdsprache. Ohne England würde die Welt verarmen, so etwa urteilt Dibelius. In der Tat ist dieses England, in Geschichte und Gegenwart, ein Konzentrationsstoff allerersten Ranges. Aus der Fülle von Fragen und Nöten, die der Begriff der Konzentration umfaßt, löst ein guter Teil sich zwanglos und mit innerer Notwendigkeit, sobald Englisch erste Fremdsprache wird.

II.

Ist aus Gründen des Gesamterziehungsplans die Vorrangstellung eines Unterrichtsfaches gegen die Ansprüche eines anderen sichergestellt, so ist damit noch nicht erwiesen, ob der Unterricht in dem bevorzugten Fache wirklich Erfolge zeitigen werde. Diese Frage scheint praktischer Natur, eine Antwort auf sie nur empirisch zu gewinnen. Solcher empirischen Untersuchung, die auf dem Wege des psychologischen Experiments namentlich an großen Schulsystemen, wo etwa fremdsprachliche Anfängerklassen verschiedener Stufen (also Sexten und Unterterzen) am gleichen Orte noch nebeneinander bestehen, zu wundervollen exakten Vergleichsergebnissen gelangen könnte, greifen unsere Überlegungen nicht vor. Doch wird auch hier die Vorrangstellung des Englischen durch allgemeine methodische Erwägungen gestützt.

Die Durchsichtigkeit der englischen Formenlehre ermöglicht früh eine freiere Gestaltung des Unterrichts und befreit vor allem das Deutsche aus der dienenden Stellung, in die es leicht dort gerät, wo es der Zumutung begegnet, dem fremdsprachlichen Unterricht das grammatische Rüstzeug bereitzustellen. Es mag Pädagogen gegeben haben, die in solcher Rollenverteilung eine Art der „Konzentration“ glaubten üben und anpreisen zu dürfen: in Wahrheit entspricht sie weder der Aufgabe, noch der Würde des deutschen Unterrichts; hinter dem Konzentrationsbegriff in seiner reinen Prägung aber steht sie so weit zurück wie der Wachtmeister hinter Wallenstein. Der englische Anfangsunterricht wird in solchen Ansprüchen bescheidener sein können als der französische. Nament-

lich dort, wo der Unterricht nicht am Buche haften und sich von Anfang an in freiem Gespräch bewegen möchte, wird sich das Englische als erste Fremdsprache bewähren. Vom Leichten zum Schweren. Die straffere formale Schulung, die das Französische dem Kinde auferlegt, findet nach drei Jahren englischen Unterrichts einen für sprachliche Erscheinungen schon geschärften Blick und vollzieht sich dann um so flotter und fröhlicher.

Daß dem niederdeutschen Kinde das Englische nach Aussprache und Wortschatz näher steht als das Französische, bedarf keiner Erwähnung. Auch wo der Lehrer nicht verkündigt, die heimische Mundart sei mit dem Englischen hier oder da auf der gleichen Stufe sprachlicher Entwicklung stehen geblieben, wird oft spontan vom plattdeutsch redenden Kinde das englische Wort als guter alter Bekannter begrüßt, das hochdeutsche Wort als Fremdling gemieden.

Heimische Überlieferungen wirken mit, dem Englischen die Stätte zu bereiten. Wo die Bevölkerung so fest wurzelt wie im meerumschlungenen Lande, da liebt sie ihre Geschichte, da bleibt sie nicht kalt, wenn Sagen und Runensteine von westwärts gezogenen Helden erzählen, die drüben dem Inselvolke ein unvergängliches Stück dessen schenkten, was es heute noch ist.

Die Bedeutung solcher Gefühlsmomente ist naturgemäß örtlich begrenzt. In eben dem Maße aber, als Deutschland heranreift zu der Einheit, die mehr ist als die Summe seiner Teile, wird auch der Dithmarscher den Schwaben, der Schwabe den Dithmarscher verstehen lernen. Das Englische aber wird sich wohl vorher schon die Sexten überall erobert haben. Es wird an seinem Teile den alten Satz erhärten helfen, daß Schulen, in denen es fröhlich zugeht, nicht die schlechtesten sind.

Marne in Holstein.

Heinecker.

WIE ERARBEITE ICH EINEN NEUSPRACHLICHEN TEXT?

Übersetzungen in die Muttersprache kann ein lebendiger, zielsicherer Unterricht in modernen Fremdsprachen nur als sehr derbes Hilfsmittel zur Interpretation anerkennen. Es ist eine Verirrung, wenn neusprachliche Anstalten im Abitur eine fremdsprachlich-deutsche Übersetzung als „sprachliche“ Arbeit geben. Eine solche Einstellung der Schlußprüfung muß ja den alten Aberglauben neu stärken, daß man einen fremden Text dem Schüler nur durch Übersetzen in die Muttersprache zum Verständnis bringen kann. Und man erlebt immer wieder das beschämende Schauspiel, daß in Oberklassen, die sechs bis acht Jahre lang je sechs bis vier Wochenstunden Unterricht gehabt haben, leichte Novellen durch Übersetzung Wort für Wort ihres künstlerischen Reizes entkleidet und dem Schüler vereekelt werden. Man mache folgende Erwägungen:

1. Wo die deutsche Übersetzung ein Hauptziel wird, da ist die gesamte Einstellung der Stunde verfehlt. Der Sinn gestaltet sich im Kopf des Schülers deutsch. Er denkt — un einmal das Beispiel von unten voranzunehmen — an die Milchfrau und den Milchtopf, aber nicht an Perrette, la laitière und den pot au lait! Der fremde Text verliert — oder besser bekommt garnicht die Unmittelbarkeit und also das Leben. Die spezifische Erscheinung des Originaltextes verschwindet; man erstickt ja die Vorstellungsbildung im Sinne des anderen Idioms, was doch der Kernpunkt

des gesamten Sprachunterrichts ist — denn sonst täte man wahrlich geheimer daran, sich überhaupt mit Übersetzungen zu begnügen.

2. Die deutsche Übersetzung bringt mit mehr oder weniger großer Vollständigkeit auch das Deutsche als Unterrichtssprache mit sich. Hier liegt die Entscheidung für den neusprachlichen Unterricht. Der Schüler muß *verstehen* lernen, und zwar nicht nur im eingefuchsten Repetitionsgeplätscher, sondern in lebendiger Erarbeitung von Neuem! Hier liegt die Quelle aller Sicherheit und der Grund für die Festigung des Sprachgefühls.

3. Eine klare phonetische Einstellung wird nur möglich, wenn im Unterricht die Muttersprache tatsächlich zum *Fremden* wird; die rechte Artikulationsbasis ist eine der Vorbedingungen für Verständnis und Genuß des fremden Werkes.

4. Wenn man behauptet, daß einzig die Übersetzung eine Garantie biete dafür, daß der Text verstanden ist, so befindet man sich in einem großen Irrtum. Einmal *gibt* es einen anderen Weg! Weiter aber ist die Übersetzung ein höchst ärmliches und unzulängliches Mittel für eine wirkliche Erarbeitung des fremden Textes. Neben all den Mängeln, die sich aus dem schon Gesagten ergeben, bietet sie noch nicht einmal eine Garantie für das Verständnis, da sie das Gewicht des einzelnen Wortes und die besonderen syntaktischen Beziehungen um so weniger wiedergibt, je mehr sie sich einem richtigen Deutsch nähert. Sogenannte Musterübersetzungen haben mit fremdsprachlichem Unterricht fast nichts mehr zu tun.

Welches ist nun der andere Weg zur Erarbeitung des fremden Textes? Ich wünschte, ich könnte ihn praktisch vorführen, anstatt trockene Regeln zu geben. Die Kunst des Lehrers hat hier eines ihrer schönsten Betätigungsfelder. Immerhin lassen sich gewisse Prinzipien herauschälen, die dem jungen Lehrer als Richtschnur dienen können. Wir tun es an Hand der Lafontaineschen Fabel «La Laitière et le Pot au Lait», die wir uns einer U 3 der Oberrealschule oder einer entsprechenden Klasse vorgelegt denken.

Daß die Unterrichtssprache das Französische ist, braucht nicht mehr betont zu werden. Es ist eine Selbstverständlichkeit, und zwar von den frühesten Klassen an. (Ich bemerke nebenbei, daß ich es geradezu als ein Kriterium für den Lehrer halte, wie bald und wie gut er seinen Schülern die Formen der Frage beibringt. Wenn eine Klasse am Ende eines Jahres oder gar von mehreren Jahren (!) noch nicht Wer? Wo? Wen? Wie? Warum? beherrscht, dann soll sich der Schulmeister sein Lehrgeld wiedergeben lassen!).

Vorausgehen hat eine kurze Charakteristik des Dichters, ein kleiner Spaziergang mit Gros-Jean «mangeant son fonds avec son revenu, croyant trésor chose peu nécessaire». Seine Beobachtung der Leute des siècle Louis XIV, seine Art sie zu sagen. Damit kommt man auf die Fabel überhaupt. Man erinnert an andere Fabeln und ihre Lehre, wodurch man eine weitere Steigerung der Spannung erreicht im Hinblick auf die neu zu findende Lehre.

Und nun zur Texterarbeitung selbst! Ich gebe folgende Gesichtspunkte:

1. Um ein zweifelhaftes Wort nachzuprüfen, zu sichern und zu beleben, setzt man es in eine Handlung ein. *laitière: que fait une laitière? — Elle vend du lait.*

troupeau: où voit-on des troupeaux? — Dans les champs. Oft ist es nützlich, sofort einen Satz mit dem Gegenteil zu bilden;

légère: Un homme lourd peut-il bien marcher? — Non, il a trop à porter.

Die wichtige Arbeit der Definitionsbildung eröffnet der Lehrer selbst durch Fragen. Zu *son*: Quelle est la nourriture principale des cochons? —

2. Um unbekannte Wörter zu erarbeiten, führt man den Schüler durch geschickte Fragen unmittelbar vor den fraglichen Begriff. *coussinet*: Un pot qu'on porte sur la tête ne fait-il pas mal à la tête? — Non; on met sur la tête un ... — Un coussinet!

couver: Que faites-vous des œufs? — Nous les mangeons. — Qu'est-ce qu'on peut en faire encore? — Des poulets! — Comment les fait-on? On met les œufs sous la poule et elle les ... — Elle les couve!

3. Die Klärung des Sinnes an schwierigen Stellen erfordert besonders feine Gedankenführung. Die Stelle *«le renard sera bien habile ...»* ist recht schwer für den Schüler. *Le renard que fait-il?* — Il mange des poulets. — Mangera-t-il aussi les poulets de Perrette? — Certainement! — Les mangera-t-il tous? — Non. — Combien en laissera-t-il? Il lui en laissera assez pour qu'elle puisse acheter un cochon! —

4. Die grammatischen Erklärungen erfordern vor allem Einfachheit und Anschaulichkeit, ja Drastik. Das Wörtchen *en* macht dem Schüler viel Kopfzerbrechen. *En employait l'argent*: En, que remplace-t-il? — En remplace un génitif. — Quel serait ce génitif? — Du lait. — Dites la phrase complète! — Elle employait l'argent du lait.

Sicher bedarf *quand je l'eus* der Erklärung. *Le passé simple qu'exprime-t-il?* — Un progrès de l'action principale, un commencement, etc. — Un commencement, bien! Alors, que veut dire: *je courus*? *Je commençai à courir*. — Par conséquent *«je l'eus»*? — *Je commençai à l'avoir*. — Quand est-ce que Perrette a commencé à avoir le cochon? — Quand elle l'acheta. — Or, on pourrait dire au lieu de *«je l'eus»*? — *Je l'achetai*.

5. Meist ist der an Arbeitsunterricht gewöhnte Schüler imstande, den Sinn zu kombinieren, wo ihm ein Wort fehlt. Ich betone immer wieder, daß die Frage: „Was muß das hier bedeuten?“ viel wertvoller ist, als das an die Rezeptivität gerichtete: „Was heißt das Wort?“ *sans encombres* ist wohl dem Untertertianer unbekannt. Man frage also: *Qu'est-ce qui peut arriver à la laitière en route?* — *Elle peut tomber. Elle peut renverser son pot, etc.* — Eh bien, tout cela, ce sont des encombres.

son ist unbekannt. *Que doit être ici son?* — *Ce que mange le cochon; probablement!* — *Que donnez-vous au cochon pour qu'il engraisse?* Die Fortsetzung ist klar.

6. Die Besprechung von Gegenständen, die sozusagen den Hintergrund des Lesestückes abgeben, ist besonders dankbar. *Souliers plats*: *quand portons-nous des souliers plats?* — *Pour faire de la gymnastique.* — *Quelle est la différence entre les souliers de gymnastique et les souliers ordinaires?* — *Les souliers de gymnastique n'ont pas de ...* — *De talons.* *Est-ce que les femmes au 17^e siècle portaient en général des souliers plats?* — *Non, au contraire. Elles portaient de hauts talons.*

cotillon simple: *Nos paysannes portent-elles un ou plusieurs cotillons en général?* — Und die lustige Fortsetzung liegt auf der Hand.

7. Und zum Schluß komme ich auf die freien Belebungsfragen, das Entscheidende für den Schwung der Stunde. *sur sa tête*: Est-ce que nous portons aussi les pots sur la tête? — Non; mais en d'autres pays on le fait. — Où par exemple? Pourquoi? D'où le sais-tu? . . . das bringt Leben in die Bude!

peu de son: Comment reçoit-on le son? — En faisant de la farine. — Und nun kann die Unterhaltung losgehen über Mühlen, Tierzucht, Fütterung. Und der gewandte Lehrer bereitet schon spätere Schwierigkeiten vor. Solche Augenblicke der Belebung — die bringen die Schüler dem Geist der Sprachen wirklich näher.

Wir wollen es jedem einzelnen überlassen, die „Lehre“ so lebendig als möglich herauszuarbeiten. Es gibt viele Wege. Man fange mit dem kühnen Luftsprung an oder stelle „das Eskompieren der Zukunft“ bloß oder schließe spottend den *circulus vitiosus* zwischen den Gliedern *vache* und *lait* — man wird, ohne den derben Lafontaineschen Schluß mit der häuslichen Prügelzene heranzuziehen, ein lebendiges Schlußbild geben können. Doch darf unter keinen Umständen versäumt werden, ein Wort über die Kunst Lafontaines zu sagen. Für die Lebendigkeit seiner Schilderung und die geniale Wechselanwendung von Alexandriner und 8-Silbner hat auch der Untertertianer durchaus Verständnis. Wo könnte man besser als hier die Freude des Schülers an dramatischer Gestaltung benutzen und fortbilden?!

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die *F r ü c h t e*, die sich aus solchem Arbeiten in der Folge ergeben müssen. Man stelle sich vor, wie die Lektüre mit solchen Schülern in der Oberstufe vor sich gehen wird! Es wird wirklich Lektüre (legere lesen!) sein; der Lehrer wird auch einmal selbst etwas schön vorlesen können; man wird zum Inhalt vordringen und wird Kulturbilder entwerfen können, weil man ein nennenswertes Quantum Lektüre bewältigen wird; ja, der Schüler wird mit Genuß Privatlektüre treiben. Aus wirklicher Arbeit erwächst die Freude an der Arbeit!

Jena.

Julius Schmidt.

DAS GRAMMOPHON IM DIENSTE DES NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHTS.

Zur Annahme des Auftrages der Leitung der „Neueren Sprachen“, ein kurzes Wort über das Grammophon im Dienste des neusprachlichen Unterrichts zu schreiben, hat mich nur die Pflicht bewegen können, auf ein höchst bedauerliches großes Versäumnis im Unterricht erneut hinweisen zu müssen, nicht aber der Glaube, den Kollegen grundsätzlich Neues bieten zu können.

Die in einem vor mehr als 20 Jahren gehaltenen Vortrag ausgesprochene Hoffnung des Professors Karl Breul in Cambridge, daß sehr bald jede höhere Schule eine Sprechmaschine besitze, ist leider nur ein frommer Wunsch geblieben. Leider gestattet mir der zur Verfügung stehende Raum nicht, nachzuweisen, warum man in Deutschland später als in Amerika, England, Frankreich und Österreich und dann unzureichender als im Auslande die phonographische Kunst Lehrzwecken dienstbar gemacht hat, und einen geschichtlichen Überblick über die Unterrichtsphonographie bei uns und vor allem im Auslande zu geben. Die verdienstvollen Arbeiten von Reko, Driesen, Panconcelli-Calzia und Doegen haben nicht die wünschenswerte Beachtung gefunden. Erfreulich ist, daß die erneute Betonung der direkten Methode in den „Richt-

linien“ mit der Empfehlung einer Sprechmaschine Hand in Hand geht.

Es ist das Verdienst der Reformbewegung, die Parole „Los vom Buch!“ ausgegeben und die beiden Elementargesetze für jede Spracherlernung: das Sprechen und das Hören aufgestellt und gelebt zu haben. Über das „ad oculos demonstrare“ wurde das „ad aures demonstrare“ gesetzt. „Sprache“ kommt von „Sprechen“ und wird durch das Ohr wahr- und aufgenommen. Deutsche Philologen mit den besten grammatischen und literarischen Kenntnissen werden im Ausland darum vom Hörfieber ergriffen, weil sie die Sprache nicht mit dem Ohre gelernt, weil die akustischen Sprachbilder sich ihrem Gehörgedächtnis nicht bleibend und tief eingepägt haben. Nur das ungeschulte Ohr ist die Ursache des anfänglich schlechten Verstehens. Die *Gewöhnung des Gehörs* an die verschiedensten Darbietungen unterschiedlicher nationaler Sprecher allein würde schon die Benutzung des Grammophons im Unterricht vollauf rechtfertigen. Doch werden praktische Erfahrungen jeden Kollegen überzeugen können, daß der Sprachunterricht darüber hinaus mannigfaltigen und erheblichen Nutzen aus der Verwendung der Sprechmaschine zieht.

Zunächst erlebt der Schüler, daß die Sprechweise seines Lehrers nicht affektiert, gekünstelt und zu schnell ist, daß vielmehr der Mann im Apparat genau so wie der Lehrer spricht, daß „his master's voice“ „his teacher's voice“ ist. Nur dann ist die Verwendung des Grammophons sinnvoll und nutzbringend. Die *Aussprache* selbst, die unbewußte Bildung der Einzellaute mit den feinsten Abstufungen ihrer Färbung wird sehr wesentlich durch die wiederholten Grammophonvorführungen gefördert. Solange das Ohr noch nicht genügend geschult ist, sollte man nicht vergessen, daß die sinngemäße und unbewußte Ergänzung von bei der Aufnahme eines lebendigen Vortrages verlorengegangenen lautlichen Einzelheiten bei der Maschine wegfällt, und man sollte sich hüten, an den Apparat höhere Anforderungen als an den Menschen zu stellen.

Weit wichtiger als für die Aussprache erscheint mir der Gebrauch des Grammophons zur Erlangung der richtigen *Intonation*. Die Meisterung des fremden Tonfalls, die, früher gänzlich vernachlässigt, auf konstruktivem Wege durch Intonationsbilder und -kurven von Jones, Klinghardt, de Fourmestaux, Olbrich und Klemm in dankenswerter Weise angestrebt worden ist, wird am besten und sichersten durch die Sprechmaschine erreicht, hat doch einem Manne wie Jones — man lese seine Einleitung zu den „Intonation-Curves“ nach! — bei der Herstellung der Kurven das Grammophon die allerbesten Dienste geleistet. Der maschinelle Charakter der Unterrichtsgrammophonie erreicht, auch bei dem unbegabten Schüler und gerade bei diesem, das gedächtnismäßige Erfassen längerer Sprachdarbietungen, und die häufigen Wiederholungen setzen ihn in den Stand, ganze Texte in vollendeter Treue nachzusprechen.

Endlich schafft die Sprechmaschine das *Erlebnis*, das doch unstreitig in der lebendigen und *freudigen* direkten Spracherlernung eine sehr große Rolle spielt. Welche Wirkung übt die Märchenerzählung des Onkel Charlie auf die Kinder aus! Welchen künstlerischen und ästhetischen Genuß bereitet den Schülern der Vortrag eines Shakespearomonologs durch Beerbohm Tree! Welchen Reiz hat es für den Sekundaner oder Primaner, einen bedeutenden englischen oder amerikanischen lebenden Staatsmann zu hören!

So gewährt die Sprechmaschine die Möglichkeit, den Schülern Vorträge von nationalen Sprechern und anerkannten Meistern des gesprochenen Wortes beliebig oft und immer in gleicher Vollkommenheit vorzuführen und sie so an den Klang der fremden Sprache zu gewöhnen, sie in der schnellen Auffassung des fremden Idioms zu schulen und ihrem Ohr die Sprache durch Laut, Rhythmus und Melodie tief und unverlierbar einzuprägen, und dadurch wird eine mustergültige Sprechweise und eine schnelle und sichere Aneignung der Sprache gewährleistet.

Wie soll man das Grammophon benutzen?

Es scheint mir höchst wichtig, zunächst scharf zu betonen, daß die erste Voraussetzung der richtigen Verwendung der Sprechmaschine, die durchaus nicht leicht ist, die ist, daß sie nicht persönlichkeitsstörend, sondern persönlichkeitsfördernd wirkt. Das Grammophon darf und kann die Persönlichkeit des Lehrers nicht verflachen. Es ist kein Ersatz des Unterrichtenden, sondern nur sein Freund und Verbündeter. Wer daran zweifelt, spricht ebenso sehr aus Unkenntnis wie derjenige, der behauptet, daß der direkte Neusprachler in schädigender Weise die Grammatik vernachlässigt.

Jeder Neusprachler, der mit dem Apparat arbeitet, wird sehr bald drei Stufen der Verwendung der Sprechmaschine, die von den Leistungen der Schüler, von dem Grad der Entwicklung des auditiven Vermögens abhängen, aufstellen können. Im Anfang wird man in einer Klasse, vor allem wenn sie bereits in der fremden Sprache unterrichtet worden ist, das Grammophon erst dann zur nützlichen Anwendung bringen können, wenn der auf der Platte dargebotene Stoff vorher gründlichst durchgearbeitet worden ist und die Schüler ihn wörtlich beherrschen.

Weit schwieriger ist die richtige und maßvolle Verwendung des Grammophons unmittelbar nach der Beseitigung aller neuen sprachlichen Schwierigkeiten und einer das Verständnis erleichternden Vorbereitung des Textes. Der Mund des Lehrers und die Sprechmaschine arbeiten hier gewissermaßen neben- und miteinander.

Die dritte und vollendete Stufe der Dienstbarkeit des Grammophons ist die sofortige Darbietung eines den Schülern unbekanntem, noch nicht durchgenommenen Sprachstoffes. Dieses Ziel muß auf der Oberstufe ohne Rücksicht auf die Schwierigkeit des Textes erreicht werden. Der Schüler, der an diese vorzügliche Hörübung gewöhnt wird, ist bestimmt keinen unangenehmen Überraschungen im Auslande ausgesetzt. Er wird bei jeder Berührung mit dem Ausländer, sei sie gesellschaftlich, geschäftlich oder wissenschaftlich, stets seinen Mann stellen. Der Schüler der direkten Methode, der nicht nur von Anfang an bis zur obersten Klasse durch seinen Lehrer fast jeden Tag eine Stunde im „Sprachmilieu“ des betreffenden Landes ganz und gar gelebt hat, sondern dessen Ohr durch die Platte an die Individualität bedeutender nationaler Sprecher gewöhnt ist, wird rascher als derjenige, der sich von den Krücken der Übersetzungsmethode überaus schwer und nie restlos wird befreien können, zum Verständnis der fremden Seele vordringen und damit zum Erfolg gelangen.

In welchem Umfang soll sich denn der Neusprachler des Grammophons in seinem Unterricht bedienen?

Die Beantwortung dieser Frage verpflichtet mich zu dem von mir erwarteten Hinweis auf meine persönlichen Arbeiten auf diesem Gebiet.

In dem klaren Bewußtsein, daß in Anbetracht der Schwierigkeit einer richtigen Verwendung des Grammophons, der Vielseitigkeit unseres Unterrichts, der überwältigenden Fülle des in den „Richtlinien“ vorgeschlagenen Lehrstoffes nur eine maßvolle, aber systematische Benutzung der Sprechmaschine möglich ist und erfolgversprechend sein kann, habe ich versucht, in meinen drei in der Reformbibliothek von Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M., verlegten Bändchen (1. „Treasures and Trifles for Little Folk“, 2. „Jewels of Poetry“ und 3. „Speeches by Prominent Men“), die von mir selbst aus den Platten niedergelegte Texte englischer Originalaufnahmen der Londoner Grammophongesellschaft enthalten, den deutschen Schulen das mir sprachlich und kulturell geeignet erscheinende Material für einen geschlossenen Grammophonunterricht in den Lektürestunden zu liefern. Daß die Platten auf englischem Boden, von englischen Sprechern, für englisches Publikum, also nicht bewußt wie in anderen Sammlungen für den deutschen Schüler angefertigt worden sind, ist ihr großer Vorzug, und daß sie uns in das Gegenwartsleben des Briten und Amerikaners hineinführen, sichert ihnen gewiß das Interesse jedes Neuphilologen. Ein Blick in die kurzen Einleitungen der Büchlein unterrichtet jeden Kollegen sehr schnell über den Zweck und das Ziel meiner Arbeit. Eine Wiederholung an dieser Stelle ist überflüssig.

Um die Platten meines 2. Bändchens zur vollen Wirkung kommen zu lassen, wird es nötig sein, den Schülern als Hilfsmittel zum Verständnis der Texte eine Einführung zu geben. Wie das z. B. für Shakespeare geschehen kann, sei im folgenden Heft von meinem Freunde *Paul Altenberg* in kurzen Aufsätzen zu den einzelnen Stücken gezeigt.

Sie zeichnen neben der direkten Einführung eine bestimmte Seite Shakespeareschen Wesens: so bei Falstaff des Dichters Beziehung zur englischen Geschichte und Kultur, bei Richard II. die Struktur der Szene und das Schauspielerische, bei Heinrich V. das Wort und die Sprache, bei Julius Caesar das Pathetische in Vers und Charakter, bei Macbeth die Charakterologie, bei Hamlet die Psychologie und beim Merchant of Venice die Musikalität des Dichters. So ergeben die Einleitungen zusammen den Abriss eines ganzen Shakespeare-Büchleins, das aus der Hand eines Dichters und Philologen den Kollegen sicherlich wertvolle Anregungen geben wird.

Frankfurt a. M.

Julius Plaut.

SHAKESPEARE UND DIE BRITISCHE JUGEND.

Wenn wir deutschen Lehrer daran gehen, unsere Schüler mit den Werken des großen britischen Dramatikers bekannt zu machen, dann sind diese Schüler in gereiftem Alter.

Anders die Engländer, wie ich gelegentlich einer Studienreise im Sommer d. J. feststellen konnte. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich, dem englischen Unterricht in der untersten Klasse einer Londoner Central School (höhere Mittelschule) beiwohnend, die Entdeckung machte, daß die zohn- bis zwölfjährigen Bürschchen Shakespeares „As You Like It“ lasen. Ich möchte wirklich wissen, was sie sich wohl bei Rosalindens Worten (IV, 1) gedacht haben: „There a girl goes before the priest and certainly a woman's thought runs before her actions!“?

Noch größer aber war mein Erstaunen und mit Entsetzen gemischt, als ich eine Klasse von etwa 50 Schülern, im Alter von 11—14 Jahren unter Aufsicht eines Lehrers einer Hamletaufführung beiwohnen sah.

Sie lachten — über den alten Hofnarren Polonius, und das kann man ihnen nicht so sehr übelnehmen, denn Shakespeare hat ja zum Teil auch mit dieser Figur ein Gegengewicht gegen den erdrückenden Ernst des Spieles schaffen wollen.

Aber sie lachten ebenso vergnügt, als die arme Ophelia ihre Lieder sang und Blumen streute. Da taten mir die Schauspieler leid, denn sie spielten gut und waren ganz bei der Sache.

Übelnehmen kann man den Boys aber auch dieses Lachen nicht, denn sie wußten es nicht besser, und Jugend *will* lachen, ihre Seele schreit nach Lustigem.

Begründet und verständlich, sogar ein wenig provoziert war das Lachen wieder in der Totengräberszene. Der englische Schauspieler gibt dem Humoristischen gern eine derbkomische Note.

Was kann sich aber — um auf den Gesamteindruck zu kommen — der zwölfjährige Junge bei Hamlets Todesbetrachtungen denken? Kann er die Schauer des „Nichtmehrseins“ empfinden, von denen das ganze Stück erfüllt ist, die recht eigentlich den Kern desselben ausmachen? Er kann weder dies, noch kann er verstehen, warum Hamlet dem Gegenstand seiner Liebe so bittere Worte sagt. Auch die ergreifende Auseinandersetzung zwischen dem anklagenden Sohne und der schuldigen, aber trotzdem geliebten Mutter wird in ihm nur Ahnungen, nicht volles Verständnis und Gefühl wecken. Ja, die ganze zwiespältige Natur dieses Dänenprinzen, die nicht einmal allen Erwachsenen aufgegangen ist, muß die nicht einem Kinde ein vollständiges Rätsel sein?

Auf meine Bedenken wurde mir von einem Lehrer erwidert, die Jungen sollten ja nur einen Eindruck von bedeutsamen Vorgängen haben — Entlarvung eines Mörders, Zweikampf zweier heißblütigen Jünglinge usw. — Dann sollten sie meines Erachtens anderswohin geführt werden!

Noch einige Worte zur Aufführung selbst. Sie war für mich ein Erlebnis. Ich war tief erschüttert.

Durch die Übersetzung des Kostüms — es war nämlich eine Aufführung *in modern dress!* — wird man erst ganz inne, welche gewaltige Dichterkraft in dem Werke steckt. Es ist ein Werk, das ewig jung bleiben wird.

Zu Anfang war ich überrascht: Sportanzug, Frack, Bubikopf! Aber ich fand mich schnell hinein. Das Unternehmen mag gewagt sein, und manch einer wird es tadeln, aber mir scheint, daß die Vorgänge uns dadurch näher gerückt werden und noch gewaltiger, elementarer wirken.

Nur wenig fällt ins Gewicht, daß vielleicht der Mord und die Geistererscheinung mit der heutigen Justiz und der Aufgeklärtheit nicht in Einklang zu bringen sind.

Weniger leicht fand ich mich in das Zigarettenrauchen, besonders der Hofdamen. Immerhin verstärkt sich aber der Eindruck der Gleichgültigkeit des Königs, wenn dieser, nach dem belauschten Gespräch zwischen seiner Gattin und Hamlet, sich eine Zigarette anzündet. Eine leise, heimliche Gebärde der Empörung auf seiten der Königin machte das Mitgefühl mit ihr tiefer.

Magdeburg.

W. Bohs.

DIE MUSIK DER MODERNE: ENGLÄNDER.

In Adlers „Handbuch der Musikgeschichte“¹⁾ stellt Edward Dent in einem kurzen Abriss die Entwicklung der englischen Musik seit ihrer „Renaissance“ (1880) dar, d. h. seit der Zeit, wo sich in der musikalischen Produktion Englands, die das ganze 19. Jahrhundert hindurch in fremden Bahnen gewandelt und selbst in ihren besten Leistungen nicht über eine schwächliche Nachahmung der kontinentalen Meister hinausgekommen war, die ersten Ansätze zu einer neuen national-englischen Kunst zeigen. Den Entwicklungsgang der englischen Musik während der letzten vier Jahrzehnte sieht der Londoner Musikhistoriker sich in drei Stufen vollziehen, die er in folgender Weise gegeneinander abgrenzt und ihrem Wesen nach charakterisiert:

„Die erste Periode (ungefähr 1880 bis 1900) drückt den neuen Entschluß der Engländer aus, England noch einmal zu einem musikalischen Lande zu machen. Die zweite (ungefähr 1900 bis 1915) zeigt die Entwicklung eines neuen und ausgesprochen englischen Stiles unter dem Einfluß englischer Volkslieder, welche seit 1895 eifrig gesammelt und aufgezeichnet wurden; die dritte Periode (seit 1915) führt den vollkommenen Bruch mit den Traditionen des 19. Jahrhunderts herbei sowie die allmähliche Anerkennung der Musik in England selbst als einer Kunst, auf welche die Engländer als Nation stolz sein können und die ebenfalls die gradweise Anerkennung auf dem Kontinent fand“ (S. 935).

In den durch diese Einteilung gegebenen Rahmen ordnet D. die englische musikalische Produktion seit Beginn der 80er Jahre ein. Mancher Leser wird sicherlich überrascht sein über die stattliche Reihe englischer Komponisten (einige 40!), die in dem Abriss kurz gewürdigt werden. Es sind gewiß Namen darunter, deren Träger nicht in eine Reihe mit den Führern der „Renaissance“, Stanford und Parry, oder den erfolgreichen jüngeren Opernkomponisten Vaughan Williams und Gustav Holst gestellt werden können, aber die Tatsache, daß ihnen in einer wissenschaftlichen Darstellung vom Charakter des Adlerschen „Handbuches“ ein Platz eingeräumt wird, läßt doch wohl den Schluß zu, daß es sich in allen Fällen, auch bei den weniger bedeutenden, um Komponisten handelt, deren Schaffen — selbst mit dem Maßstab strenger Kritik gemessen — in irgendeiner Beziehung beachtlich erscheint.

Bemerkenswert ist das auffällig starke Überwiegen des Gesangsmäßigen in der musikalischen Produktion Englands in den letzten vierzig Jahren: Lied und Chorwerk herrschen durchaus vor, in größeren oder kleineren Abständen folgen erst Kammermusik, Orchestermusik, Oper. Einen Grund dafür sieht D. darin, daß „dem englischen Naturell das Singen als eine natürlichere Ausdrucksform erscheint als das Spielen eines Instruments“, und daß sich „die englischen Komponisten der Tatsache tief bewußt sind, daß alle Musik ihren Ursprung in der menschlichen Stimme hat“. In der ersten Periode der „Renaissance“ kommt dazu noch, daß die auf eine Erneuerung der englischen Musik auf nationaler Grundlage hinarbeitenden Komponisten auf dem fruchtbaren Boden weiter zu bauen bemüht waren, der in der Provinz durch die Pflege des Chorgesangs, insbesondere des Oratoriums Handels und Mendelssohns, geschaffen worden war.

¹⁾ Frankfurter Verlagsanstalt A.-G., Frankfurt a. M., 1924. S. 934—947.

In der musikalischen Behandlung der gesangsmäßigen Formen spiegelt sich der eigenartige Rhythmus der englischen Sprache in charakteristischer Weise wieder; es ist in diesem Zusammenhange von Interesse, einmal der Frage nachzugehen, welche von den englischen Dichtern die Komponisten besonders zur Vertonung angeregt haben. (Shelley, Tennyson, Browning, Newbolt, A. E. Housman, Walter de la Mare, John Masfield u. a.).

Zwei Problemkreise der neueren englischen Musikgeschichte werden von D. besonders herausgehoben: die in den 90er Jahren stärker einsetzende Volksliedbewegung, in der ein großer Teil der jüngeren und jüngsten englischen Komponisten wurzelt, sowie ferner das besondere Schicksal und die künftigen Entwicklungsmöglichkeiten der englischen Oper.

Die starke Besinnung auf eigenes Volkstum und nationale Eigenart, die der Krieg in allen beteiligten Ländern herbeiführte, wirkte sich in England, das bisher kaum mehr als eine musikalische Provinz des Kontinents gewesen war, nicht zuletzt auch auf dem Gebiete der Musik aus: Auf der einen Seite wurde das Interesse für die englische Musik der Vergangenheit (Elisabethaner, Purcell) neu belebt, andererseits ließ man jetzt die lebenden englischen Komponisten in einem Umfang zu Worte kommen, wie es vorher nie möglich gewesen war.

An Einzelheiten der Ausführungen Dents Kritik zu üben, sehe ich nicht als den Zweck meiner Zeilen an. Sie wollen sich darauf beschränken, das Positive an dem kurzen Abriß der neueren englischen Musikgeschichte herauszuheben und die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift auf ein Gebiet des englischen Kulturlebens hinzulenken, dem bei uns bisher nicht sonderlich viel Beachtung geschenkt worden ist.

Suhl.

Berthold Cron.

DIE HOLIDAY FELLOWSHIP.

Nachdem ich seit 1924 mit der Holiday Fellowship (H. F.), einer englischen Feriengesellschaft neun verschiedene englische und schottische Landesteile durchwandert habe, bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß es für einen Ausländer keine fruchtbringendere Art gibt, englische Sprache, englisches Wesen, Engländerum in all seinen Spielarten an Ort und Stelle kennen zu lernen, als den Aufenthalt bei der Holiday Fellowship (H. F.) in einem ihrer Standorte. Im folgenden möchte ich daher nicht nur meinen Amtsgenossen, sondern auch andern Kreisen, die nach tieferem Eindringen in englische Kultur im weitesten Sinne verlangt, einige Fingerzeige geben, nicht unwillkommene, wie ich hoffe.

Es gibt eine Schwestereinrichtung der Holiday Fellowship, die Co-operative Holidays Association (C. H. A.), die von dem jetzigen Secretary for International Work der H. F., T. Arthur Leonard, vor stark 30 Jahren gegründet wurde¹⁾. Im Jahre 1913

¹⁾ Die C. H. A. hat Standorte (centres) in Hope (Peak District), Onich (Western Highlands), Eskdale und Grasmere (Lake District), Bangor, Barmouth und Llangollen (Nordwales), Peel (Insel Man), Shanklin (Insel Wight), Eastbourne (Sussex), Westward Ho! (Devon), Whitby und Hebden (Yorkshire), Champex und Gießbach (Schweiz) und Dinan (Frankreich). Um Auskunft wende man sich an den Corresponding Secretary der C. H. A., College House, Brunswick Street, Manchester.

schied Leonard in aller Freundschaft von der C. H. A., um unter verbesserten Gesichtspunkten eine neue Gesellschaft ins Leben zu rufen, die Holiday Fellowship. Seinen ihm besonders ans Herz gewachsenen Standort (centre) Newlands bei Keswick am Derwentwater im Seenbezirk, die Wiege beider Einrichtungen, übernahm er von der C. H. A. als Ausgangspunkt für sein zweites, tatkräftig in die Wege geleitetes und trotz des Krieges von ihm machtvoll gefördertes Unternehmen. Anfang 1926 räumte Leonard seinen Posten als General Secretary seinem Freunde Henry J. Stone ein, um sich als Secretary for International Work ganz der Aufgabe der Ausbreitung der Holiday Fellowship und der mit ihr verbundenen Ideen in Europa und Amerika widmen zu können.

Heute verfügt die H. F. über die englischen centres in Conway in Nordwales Penzance, Exmouth, Swanage und Hythe an der Südküste, Bexhill in Sussex, Cromer in Norfolk, Alston in Cumberland, Newlands und Langdale im Seenbezirk und Froggatt im Peak District, die schottischen centres in Melrose, Inverness und Lamlash (Insel Arran), festländische in Steinach (Tirol), Göschenen (Schweiz), Samoëns (Frankreich, Haute Savoie) und Agno bei Lugano in der italienischen Schweiz. Sie hat heute etwa 7000 ordentliche Mitglieder und faßt ihr Ziel knapp in die Worte: "To organise holidaymaking; to provide for the healthy enjoyment of leisure; to encourage the love of the open air; and to promote social and international friendship."

Die Verwaltungsstelle des riesigen Unternehmens ist in London (Anschrift: Holiday Fellowship, Highfield, Golder's Green Road, London NW 11). Sie bitte man um Zusendung der kleinen, alljährlich neu erscheinenden, mit Bildern ausgestatteten Werbeschrift "On Mountain, Moor, and Sea with the Holiday Fellowship". Dieses Programm gibt eine Übersicht über die centres der H. F. und die von ihnen aus veranstalteten Wanderungen, über die Kosten für einen Ein- oder Zweiwochenaufenthalt und alles für Neulinge Wissenswerte.

Es würde den Rahmen dieser Bemerkungen sprengen, wollte ich all das Wertvolle, das mir die in den centres Conway, Ingleton (jetzt aufgegeben), Newlands, Melrose (1924), Hythe, Swanage, Froggatt (1925), Penzance und Exmouth (1926) verlebten Wochen gegeben haben, auch nur in kurzen Zügen schildern.

Newlands aber möchte ich herausgreifen, um eine wenn auch unvollkommene Vorstellung von dem Gewinn wachzurufen, der dem Besucher, vor allem dem deutschen Gast, aus einigen Ferienwochen innerhalb der H. F. zufließt, Newlands, weil die 14 Tage, die ich im August 1924 dort weilte, zu den eindrucksvollsten meiner in England verlebten Zeit gehören, Newlands, weil es in einer der uns geläufigsten englischen Landschaften, dem Seenbezirk, liegt.

Das ganze Jahr ist dieses centre geöffnet. Im Sommer suchen dort stets etwa 100 Engländer und Engländerinnen ihre Erholung. Höchstens zwei Wochen kann jeder Teilnehmer bleiben, da auch hier, wie in allen centres, die Ausflugsfolge auf 14 Tage zugeschnitten ist, um möglichst vielen die Kenntnis des Gebiets zu vermitteln. In zwei "parties" eingeteilt, machen die Gäste der H. F. vom ländlich abgeschiedenen "guesthouse" aus ihre für alle verbindlichen Wanderungen unter der Führung erprobter, wegekundiger junger Männer, der "resident secretaries". Wöchentlich finden vier solcher Ausflüge statt. Führen sie weiter ins Land hinaus, so wird für

bestimmte Strecken die charabanc und die im Lake District übliche four horse coach in Dienst gestellt.

Von den Wanderzielen, den Lakelandbergen Great Gable, Scawfell Pike, Helvellyn und Saddleback, Robinson und Hinds-carth, um nur einige der Zacken und Kuppen herauszuheben, sieht man den Lake District in immer neuen reizvollen Bildern sich ausbreiten. Das wildromantische Derwentwater, das düstere Thirlmere, das mit Wordsworths Daffodils unlösbar verknüpfte Ullswater, See auf See, die finstern Bergaugen der "tarns", maar-ähnlicher kleiner, toter Gewässer, bieten in immer wieder anders erscheinender Einlagerung und Beleuchtung wechselvolle Blicke.

Das Lieblingsland eines Wordsworth wird einem vertraut. Man lernt begreifen, wie hier die Romantik der Coleridge, Southey, Shelley und De Quincey immer neue Nahrung fand, wie selbst der Großstadtschwärmer und Hasser des offenen Landes Charles Lamb sich dem Zauber dieser Landschaft nicht entziehen konnte, warum der Philosoph und Ästhet Ruskin hier seinen Wohnsitz aufschlug. Dove Cottage und Greta Hall rufen persönliche Erinnerungen an die Romantiker des Seenbezirks wach. Auf den Ausflügen findet man reichlich Gelegenheit, seine Kenntnisse der Dichtung der Lake School zu erweitern und sein Verständnis für sie zu vertiefen. Bereitwillig geben bewanderte Engländer Auskunft.

Von morgens 9 bis nachmittags 6 durchstreift man das Gelände; Ruhepausen bilden das Lunch aus dem Rucksack und der Tee an idylischem Plätzchen. Da es eine gegenseitige Vorstellung nicht gibt, so wird man schnell mit Angehörigen mannigfacher Gesellschaftsklassen und politischen Schattierungen bekannt. Juristen, Philologen, Ärzte, Pfarrer, Kaufleute, Ingenieure, Lehrer, Studenten, Damen der verschiedensten Berufe geben gern über ihre Arbeit und den Rahmen Auskunft, in den diese eingespannt ist. Englisches Fühlen und Denken, englisches Schul- und Verwaltungsleben, Einrichtung und Lehre der englischen Kirchen, Geschichte, Kunst, Politik, Technik, Geschäftsleben und Sport werden einem nähergebracht. Auf diesen Wanderungen fühlen sich die Menschen der Schwere des Alltags entrückt, sie haben den Willen, sich durch nichts ihren Feiertagsfrohsinn trüben zu lassen, ihr Herz wird in schöner Landschaft weit, ihr Sinn offen, sie empfinden das Bedürfnis, frei von allem Zwang heimischen Berufs- und Gesellschaftslebens sich als Mensch dem Menschen mitzuteilen. Gerade diese Wanderungen sind für mich ein Quell unerschöpflichen Gewinns nicht nur für mein Philologenherz gewesen.

Um 6 Uhr gewöhnlich kehrt man zum Standort zurück. Das Bergkleid wird mit dem Rock des schlichten Bürgers vertauscht. Gesellschaftsanzug ist nicht erforderlich, man will eben keine Konvention. Wie das "breakfast", so ist auch das "dinner" gut und reichlich. Der Abend dient der Unterhaltung, für die der "host", maitre de plaisir, Vorsitzender bei den Mahlzeiten und Vertrauensmann in einem, verantwortlich zeichnet. Kurze Vorträge über Tagesfragen mit anschließender Erörterung, Klavier- und Gesangsvorträge, Rezitationen aus mundartlicher Dichtungen, gemeinschaftliche Lieder aus der geschmackvollen Sammlung der H. F., die jeder Besucher eines centres vor Antritt seiner Reise dorthin zugeschickt bekommt (sie enthält außerdem eine Landkarte, die Ausflugsfolge und wissenswerte Bemerkungen über die Hausordnung des Standorts), Tanz, Zimmersport und

-spiel, "playreadings": Vorführung irgendeines Spiels, in dem die Spielenden gleichzeitig ihre Rollen lesen, Charaden, Damen- und Herrenabende, an denen der eine Teil den andern durch allerhand Kurzweil unterhält, wechseln im Lauf der Wochen in bunter Folge miteinander ab. Die gesellschaftliche Veranstaltung schließt um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr. Daß in den Häusern der H. F. keine alkoholischen Getränke verabreicht werden (no intoxicants are allowed in the Guest House of the Fellowship!), habe ich, trotzdem ich alter Korporationsstudent bin, nie als Beeinträchtigung empfunden. Im Gegenteil: es ist mir bewußt geworden, daß ein Gesellschaftsabend ohne Bier oder Wein ebenso reizvoll sein kann wie diejenigen, die wir gemeinhin in Deutschland kennen.

Hat man an den "off-days", den ausflugfreien Tagen (Mittwochs, Samstags und Sonntags), keine Neigung, an irgendeiner Gruppenfahrt eigener Wahl teilzunehmen, so bietet die gut ausgestattete Bücherei Stoff zur Unterhaltung und Belehrung. Hier ist für vielfältige Bedürfnisse gesorgt. Was in dem betreffenden Gebiete fesselt, ist in einschlägigen Werken nachzulesen. So kommen Literatur- und Kunstfreunde, aber auch Geologen, Botaniker und Sportbegeisterte je nach den hervorstechenden Merkmalen der Landschaft auf ihre Kosten.

Die centres liegen durchweg in Gegenden, die vierzehntägiges Verweilen lohnen. Vier der mir persönlich bekannten seien herausgehoben. Swanage auf der Purbeckinsel ermöglicht Fahrten durch den New Forest, zur Insel Wight und nach dem Wald und See vereinigenden modischen Badeort Bournemouth. Hier ist das Land Thomas Hardys und seiner Wessex novels. Von Hythe aus sind Dover, Folkestone, Hastings und vor allem Canterbury mitten im Lande Dickens' beliebte Ausflugsziele. Conway verbindet Gebirge (Snowdon) und See: Liverpool und Chester füllen zwei off-days. Melrose erschließt das Land Sir Walter Scotts mit Abbotsford, dem Liebblingssitz des Dichters, Dryburgh Abbey, seiner Grabstätte, und dem einzigartigen Edinburgh, das in einer Stunde Bahnfahrt zu erreichen ist. Über alle centres gibt die oben erwähnte Werbeschrift "On Mountain, Moor, and Sea with the Holiday Fellowship" nähere Auskunft.

Die Seele der Holiday Fellowship ist ihr Gründer, T. Arthur Leonard (Bryn Corach, Conway, North Wales). Er ist ein besonderer Freund der Deutschen. Sein Geist lebt aber auch in seiner Gesellschaft, deren Häuser neben den 7000 Mitgliedern Tausende und Abertausende Nichtmitglieder beherbergt haben. Ich selbst bin mit über 1000 Engländern und Engländerinnen in Berührung gekommen, habe unter ihnen Vorträge über die verschiedensten Gegenstände gehalten, mich an den Erörterungen beteiligt, an Spielen aller Art mitgewirkt und überall das freundlichste Entgegenkommen gefunden. Für mich war der Aufenthalt bei der H. F. stets eine ideale Verbindung von Sommerfrische und Studium.

Köln-Deutz.

Hans Becker. •

DAS GEHEIMNIS DER FRAU VON STAËL.

Mit den reichen Dokumenten seines vortrefflichen Buches «Madame de Staël et la Suisse» (Lausanne-Paris 1916) hat Pierre Kohler auch in die bisher dunklen Beziehungen der großen Französin zu dem hübschen Leutnant John Rocca hineingeleuchtet und die langverborgene Wahrheit aufgehellt. Lange vor ihrer

erst am 10. Oktober 1816 vollzogenen heimlichen Vermählung hatte sie dem um 22 Jahre jüngeren Geliebten schon angehört, am 7. April 1812 bereits ihm einen Knaben geboren. Kohler erzählt (S. 602ff.) umständlich, wie sorgfältig das Geheimnis, dessen Enthüllung einen gesellschaftlichen Skandal ohnegleichen ergeben hätte, gewahrt wurde, so daß auch die nächste Umgebung die Wahrheit nicht erfuhr. Das war nur dadurch möglich, daß die ins Vertrauen gezogenen Ärzte, allvoran der treue Jurine, das Gerücht ausstreuten oder doch begünstigten, die berühmte Frau sei gefährlich krank; man sprach von Wassersucht, deren entstellende Wirkung ja auch am besten den veränderten Zustand der schwangeren Frau erklärte¹⁾. Und um den Klatsch, der dennoch an das Geheimnis rührte, völlig niederschlagen, zeigte sie sich kaum vierzehn Tage nach der Niederkunft auch schon wieder in Gesellschaft.

Wie gut die Täuschung gelungen war, die schier unglaubliche Tatsache, daß selbst die engsten Hausgenossen die Wahrheit nicht errieten, beweist das nachstehende Schreiben August Wilhelm Schlegels, das in seiner naiven Ahnungslosigkeit geradezu komisch wirkt. Es ist an den Bildhauer Friedrich Tieck in Bern gerichtet, den Bruder des Dichters, an einen Mann, der damals in intimster, herzlichster Freundschaft mit Schlegel verbunden war; fast täglich schrieben sie einander, vertrauten einander alle Gedanken und Erlebnisse, so daß kein Zweifel aufkommen kann an der vollständigen Aufrichtigkeit auch dieser brieflichen Botschaft²⁾:

[Coppet] d. 28sten April [1812]

Allerdings ist es nothwendig, dergleichen zu wissen, lieber Freund, und ihr habt mir damit einen Dienst geleistet, aber einen Dienst, der mich diese Tage her gar sehr aus meiner Fassung gebracht hat. Heute bin ich unwohl. Ich schreibe Dir über die bewußte Geschichte, lies es M.[arie]³⁾ vor.

Ich habe alle mögliche Gewißheit, daß es nichts als eine boshafte Lüge ist. Zuerst glaubte ich, es käme aus dem pöbelhaften Kreise der unteren Gassen, — jetzt meyne ich auf einer richtigeren Spur zu seyn. Vermuthlich wird es ganz geflissentlich ausgesprengt, durch Agenten der Pol.[izey]. — Auf ähnliche Art hat man es der Fürstin Dolgoroucki⁴⁾ gemacht, die ich als eine sehr stolze aber nichts weniger als sittenlose Frau gekannt habe. Weil sie ihre Gesinnungen über das öffentliche zu unvorsichtig geäußert hatte, so kam ein Zeitungs-Artikel über sie mit den größten und ge-

¹⁾ Sehr drollig wirkt, im Verein mit dem Folgenden, nachstehender Satz aus A. W. Schlegels Brief an Fr. Tieck, d. d. Coppet 8. April 1812: „Gestern war das ganze Schloß in ziemlicher Unruhe, weil Frau von Staël, durch die Arzneimittel sehr angegriffen, das Bett nicht verließ, auch niemanden vor sich ließ als den Arzt, welcher den ganzen Tag dablieb.“

²⁾ Das Original des Briefes (dessen nicht weiter interessierenden Schluß ich fortlasse) befindet sich im Schlegelnachlaß auf der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden.

³⁾ Frau Marie Haller in Bern, für die Schlegel in leidenschaftlicher und teilweise erwideter Liebe entbrannt war; die Kenntnis von dieser bisher völlig unbekanntem Beziehung entnehme ich Schlegels ungedrucktem Briefwechsel mit Fr. Tieck.

⁴⁾ Von dieser Dame erzählt Madame de Staël in «Dix années d'exil» (éd. par Paul Gautier, Paris 1904) S. 341, 365.

meinsten Schmähungen ihrer Ehre. Da man sich in solchen Fällen nicht an die Wahrheit bindet, und eine gewisse Wahrscheinlichkeit für die nicht mit den Umständen Bekannten hinreicht, so würde ich gar nicht erstaunt seyn, wenn man die Geschichte nächstens mit allen möglichen Verbrämungen gedruckt zu lesen bekäme. Wenn es wahr wäre, so könntet ihr gewiß seyn, daß man es vollends nicht ungenützt würde vorbey gehn lassen. Was könnte erwünschter seyn, um eine Person deren Geist bewundert wird, und Einem im Lichte steht, in der Achtung herabzusetzen.

Die Angabe daß Jur.[ine] es gesagt haben soll, ist ganz unsinnig. Die Ärzte sind gewohnt, daß ihnen das Geheimste anvertraut wird, es geschieht alle Tage. Sie wissen wohl daß alle Achtung, alles Vertrauen dessen sie genießen, auf ihrer Verschwiegenheit beruht. Ein Arzt, der schwatzt, ist in der That der gefährlichste Mensch von der Welt. Wer kann also glauben, daß ein erprobter Mann von sechzig Jahren sich durch solches Geklatsch selbst den Hals in der Meynung gebrochen haben sollte? Auch kann ich Dir sagen, daß er vielmehr, wenn es wäre, da ich ihn stundenlang sprach, ein Meisterstück der Verstellungskunst ausgeführt hätte, das meine Begriffe übersteigt.

Was dabey zu machen ist? Gar nichts leider, als der Zeit die Aufklärung überlassen. Es fehlt zwar nicht an Leuten, die bereit wären, die Herumträger solcher Neuigkeiten für ihre Mühe auf das tüchtigste zu belohnen. Aber was würde damit geholfen seyn? Das Ärgerniß würde nur schlimmer.

Ich fürchte, die Fortdauer der Krankheit, und vielleicht die bedenkliche Wendung die sie nimmt, wird nur eine allzu gründliche Widerlegung darbieten. Das ist etwas theuer erkauft.

In G.[enf] scheint die gute Gesellschaft es zu wissen, aber recht bestimmt ihre Verachtung des Gerüchtes bezeugen zu wollen. Sie war drey Tage dort, mit Besuchen und Einladungen überhauft, man beeferte sich ihr jeden Beweis der Achtung und Theilnahme zu geben. — — —

Schlegel war nicht wenig verstimmt „gegen das kleinstädtische Bern, daß die Geschichte dort so leicht Eingang gefunden.

Prag.

Jos. Körner.

ZUM SPANISCHEN VOLKSCHARAKTER.

Wenn es schon schwierig ist, das psychische Werden und Sein des einzelnen Menschen in seinen Abhängigkeiten, Ursachen und Wirkungen zu durchleuchten, so ist der weit verwickeltere Werdeprozeß eines Volkscharakters erst recht schwer zu erfassen. Ganz besonders aber kompliziert sich die Aufgabe, wenn es sich um eine andersrassige fremde Volksgemeinschaft wie etwa die spanische handelt. Beträchtliche Schwankungen in der physischen und psychischen Struktur des Volkes erschweren den Überblick, oder landschaftliche und provinzielle Unterschiede, die gerade auf der Pyrenäenhalbinsel stark hervortreten, wo der Andalusier neben dem Kastilier steht, wo die Basken, Catalanen und Asturier letzten Endes ihre besondere Gesetzlichkeit tragen, wo jeder seine Eigenart betont und die Verschiedenheit vom Nachbarn unterstreicht.

Trotzdem aber behaft der französische Nationalpsychologe Alfred Fouillée die Frage, ob es gemeinsame Strukturmerkmale, ob es einen spanischen Volkscharakter gibt (vgl. Fouillée: *Le peuple espagnol*, *Revue des deux mondes*, oct. 1899). Ja, er behauptet

sogar, das spanische Volk sei neben England das homogenste. Auch in Spanien bemüht man sich in jüngster Zeit um die Erforschung des spanischen Geistes. Hauptsächlich ist es die Altersgemeinschaft der Regeneradores, die, veranlaßt durch die Kolonialkatastrophe von 1898, Wesen und Schicksal der spanischen Seele zu ergründen versucht. Schon ein Jahr vor dem Zusammenbruch hat Angel Ganivet, jener feinsinnige und unglückliche Dichter, sein *Idearium español* (*Obras completas de Angel Ganivet*, tomo primero Madrid 1923, deutsch bei Georg Müller, München: Spaniens Weltanschauung und Weltstellung) veröffentlicht, wo er dem Lande das eigene Spiegelbild zeigt, wo er, ein Sohn Granadas, den man wohl als einen der spanischsten aller Spanier bezeichnet hat, da er den Stolz des Kastiliers, die Härte des Aragonen mit andalusischem Formensinn und Feingefühl verband, uns wertvolle Aufschlüsse über die spanische Psyche gibt. Moderne Schriftsteller wie Azorín, Costa und Pío Baroja bemühen sich in ähnlicher Weise um die Bestimmung des nationalen Geistes.

Nach Taineschen Gedankengängen dürfte es interessieren, von dem dauernden Einfluß, dem „unabänderlichen Geist, den der Boden geschaffen“ und erhalten (Ganivet S. 34) auszugehen. Spanien, jenes südliche Tafelland von kontinentaler Wesensart, wo in stärkster Gegensätzlichkeit Wüsteneien und kahle Felsengipfel neben üppigen Garten und rebenbestandenen Höhen stehen, wo ewiger Schnee und tropische Hitze beieinander wohnen, ist ein uneuropäisches, fast afrikanisches Land, das Seele und Körper seiner Bewohner stählt und zur Abhärtung erzieht. Auf seinem glühenden Boden, den eine erbarmungslose Sonne versengt, haben sich die verschiedensten Rassen und Stämme gekreuzt. Zur Hauptsache waren es mediterrane Völker, bei denen der iberisch-berberische Teil überwog und sich ein stark semitischer Einschlag zeigte. Eugen Fischer glaubt feststellen zu können, daß trotz der Goten und anderer germanischer Stämme, trotz französischer Einwanderung unter Karl III. in der spanischen Bevölkerung nur 10 % Blonde gegen 70 % Braune und 20 % Schwarze vorhanden (vgl. A. Kuhn, *Das alte Spanien*, Berlin 1925, S. 90/91), und Francesco Mendoza y Bovadilla, Kardinal von Burgos, hatte schon im Mittelalter zur großen Bestürzung seiner Zeitgenossen in einem Pamphlet nachgewiesen (vgl. *El Tizon de la Nobleza española o Maculas y Sambenitos de sus linajes*), daß fast alle Familien Spaniens, die zum Adel gehörten und einen Teil seiner Größe ausmachten, maurisches und jüdisches Blut in ihren Adern hätten.

Eine starke innere Verwandtschaft des Spaniers mit den Stämmen Nordafrikas, die rassisch begründet, ist also nicht ganz von der Hand zu weisen. Das empfindet ein Teil der spanischen Patrioten, die sich um den verbannten Miguel de Unamuno scharen und sich mit ihm gegen eine Europäisierung des Landes sträuben, indem sie immer wieder mit Nachdruck betonen: Unsere Kraft und Zukunft liegt darin, daß wir ein afrikanisches und halb orientalisches Volk sind.

Kriegerisch und gemessen, einfach und nüchtern, stolz und ruhig, stoisch und unempfindlich, so hat man den Spanier oft beschrieben. Sein Empfindungsleben ist primitiver, naturnaher als das der meisten europäischen Völker. Wohl gaben ihm die endlosen sonnigen Flächen der wasserhungrigen Mesetalandschaft den Ernst der Wüstensöhne, doch bei aller Gemessenheit und Verhaltenheit zeigt er eine jähe, düstere Veranlagung, ein explosiv

hervorbrechendes Temperament, eine finstere Leidenschaftlichkeit. Hilfsbereit und kindlich in seinem Vertrauen wie die Menschen einfacher Völker, und doch pessimistisch und verschlossen, von großer Güte gegen Frauen und Schwache, ja von mystischer Liebe zu Mutter und Kind und doch gewisser Brutalitäten fähig. Die Grundeigenschaften des Afrikaners erscheinen abgeschwächt und gemildert also auch beim Spanier.

Das zeigt sich ganz besonders in dem Hang zur Kontemplation, zum Stoizismus. Das warme Klima und die heiße Sonne, die unentwegt herabbrennt, zwingen den Bewohner südlicher Breiten zur inneren Aktivität statt zur äußeren, physischen, der der nordische Mensch zustrebt. Angel Ganivet nennt Seneca den typischen Spanier und will damit andeuten, daß der vorherrschende Gedankengang des Spaniers der des Stoikers ist. Er fährt fort: (Gan. S. 5 ff.) „Unser Stoizismus ist nicht der brutale und heroische Catos, nicht der heitere und majestätische Marc Aurels, noch der starre und übertriebene Epiktets, sondern der natürliche und menschliche Senecas.“ Und seine Lehre verdiehtet sich ihm zu dem Satz: „Laß dich durch nichts besiegen, was deinem Geiste fremd ist. Bedenke, daß du inmitten der Wechselfälle des Lebens in dir eine Urkraft trägst, etwas Starkes und Unzerstörbares, eine diamantene Achse, um die sich die kleinlichen Vorkommnisse drehen, die dein tägliches Leben ausmachen und was es auch sein mag, was dich befallt, sei es das, was man Glück oder das, was man Unglück nennt, sei es sogar etwas, durch dessen Berührung wir uns zu erniedrigen scheinen, stets halte dich so fest und aufrecht, daß man zum wenigsten stets von dir sagen kann, daß du ein Mann bist!“ Ja, das ist spanisch, stark und stolz wie ein Mann, aufrecht und unberührt auch im Sturm der Geschehnisse, das ist das Ideal der Lebensführung für den Spanier, dem das freiwillige Plus an Arbeit mehr oder minder fremd ist. Wie der Orientale neigt er von Natur zum Müßiggang und bringt ein gewisses Verständnis mit für das Ideal des Nordafrikaners, sich nichtstuend, träumend und beschaulich am Sonnen- glanz zu freuen. „Unsere Verachtung der Handarbeit wächst von Tag zu Tag mehr“, schreibt Ganivet. Die menschliche Kraft ist beschränkt, die Arbeit um der Arbeit, um des Ehrgeizes willen ist letzten Endes sinnlos, diese im Grunde antikapitalistische Einstellung und Überzeugung dürfte die spanische Psyche kennzeichnen. Ein gewisser Fatalismus beeinträchtigt den bewußten Willen. Mangel an Willenskraft, Schwächung der voluntaristischen Funktionen, Abulie, wie Ganivet es nennt, tritt in den verschiedensten Formen in Erscheinung. Die Diagnostik für das Leiden Spaniens ist „Nicht-Wollen“ („No querer ... extinción o debilitación grave de la voluntad“). (Gan. S. 162 ff.). Das soll nicht heißen, daß in der „aboulia“ jedes bewegende Moment und Prinzip fehlt, daß der Wille vollständig erloschen ist, sondern nur die willkürlichen Handlungen sind in ihrem Ablauf gestört. Und wenn es auch in Spanien zu allen Zeiten einzelne Menschen gegeben hat, die ungeheure Willensleistungen hervorbrachten, so ragten sie doch, wie ein deutscher Kulturkritiker äußert, (Lothar, Die Seele Spaniens, S. 13) aus einer Wüste von Willenlosigkeit hervor. Darum ist es vielleicht kein Zufall, daß die maurische Kultur auch nach der Vertreibung der Araber bodenständig blieb, es ist kein Zufall, daß als Weiterbildung der maurischen Kunst und Ornamentik, die im Gegensatz zu dem aktiv und bewegt eingestellten nordischen Ornament die Passivität und Ruhe verkörpert, der

Mudéjar- und Plateroscostil entstand. Die Geneigtheit des Spaniers für maurische Kultur spricht ferner aus der Tatsache, daß bis auf den heutigen Tag die Anlage des spanischen Hauses und der südlichen Straße sich von der in Nordafrika kaum unterscheidet. Die klimatische Identität genügt hier nicht allein zur Begründung, vielmehr muß die rassemäßige Gleichheit, die ähnliche psychische Konstitution bei Afrikanern und Spaniern mit als ursächliches Moment herangezogen werden.

Und mit den Söhnen Afrikas teilt der Spanier weiter die Hochwertung des Religiösen, das große romantische Kultbedürfnis, das meist den einfachen Völkern eigen. Schon in der gotischen Periode, schreibt Ganivet, gewinnt die Religion eine ungeheure soziale Macht: „la religión adquiere un formidable poder social“ (Gan. 15), und an dieser Tatsache hat sich auch heute kaum etwas geändert. Die Religion beherrscht das Leben, und in besonderem Maße tritt das Kultische, Zeremonielle in den Vordergrund. Blasco Ibañez äußert: (zit. nach Lothar, Die Seele Spaniens, S. 15): Der Spanier ist der Mensch, der die Religion am meisten ausübt und darüber am wenigsten nachdenkt. Er ist weder ungläubig noch gläubig. Er akzeptiert, was gegeben ist, und lebt in einer Art von intellektuellem Sonnambulismus.“ Damit betont er die Vorliebe des Spaniers für das Kirchlich-Zeremonielle, und diese ursprüngliche Neigung für das Ritual, für Zeremonie und Pomp ist von der Kirche im Laufe der Zeit noch weiter ausgeprägt worden. Der spanische Glaube an die Form, der sich auch in der starken Vorliebe für die Etikette, für die Höflichkeitsformeln kundtut, durchsetzt das ganze Leben. Alles, was der Spanier tut, wird mit Zeremoniell umkleidet, alles und jedes hat seinen Ritus wie bei den Mohammedanern, selbst wenn der Inhalt längst geschwunden und verblaßt ist. Man denke an den ungeheuren Reichtum der spanischen Sprache an formelhaften Ausdrücken und Umschreibungen, an die vielen Höflichkeitsformeln dem Gast gegenüber, die ihren wahren Lebensgrund, die Gastlichkeit des Orientalen, längst verloren haben und dennoch unverändert weiter existieren.

Der eigenartige Hang der spanischen Seele zum Kultisch-Religiösen, der sich in Geschichte und Kunst in mannigfachster Weise äußert, machte die Glaubenskämpfe, die in allen Schichten der Gesellschaft im Mittelalter entbrannten, zu den ruhmreichsten Nationalerinnerungen. Nur in Spanien war es möglich, die Identität von Kirche und Krone, von religiösem und staatlichem Leben zu proklamieren, wie es die Reyes católicos taten. Es ist ferner bezeichnend, daß Spanien, das dem Menschen nur Bedeutung beimißt als Glied der Kirche, auch in den Zeiten der Renaissance nicht den Standpunkt erreicht hat, daß der Mensch ein an sich wertvolles Wesen sei. (Kuhn. S. 161/162.) Immer wurde er in religiöse Gedankengänge eingegliedert. Angel Ganivet rühmt es der Politik Philipps II. nach, daß sie sich in ihren Handlungen und Intentionen auf echt spanische Gefühle, auf die katholischen Ideen stützte (Gan. S. 131), und Gothein spricht in seinem Buche über die Gegenreformation den Gedanken aus, daß nicht die Kirche allein verantwortlich gemacht werden kann für die Juden- und Maurenverfolgungen und die Autos de fé, sondern daß die Forderung nach limpieza als eine elementare Volksäußerung anzusehen sei. Und noch in den Tagen, wo die übrigen europäischen Völker um die Idee des Liberalismus kämpften, machte man in Spanien den Befreiungskampf gegen die Franzosen zu einem Glaubenskrieg.

Auch in der Kunst dieselbe Vorherrschaft des Religiösen. Velazquez gehört zu der kleinen Zahl spanischer Künstler, die sich vom Religiös-Volkshaften entfernt haben zugunsten eines Kunstschaffens von vornehmer Weltlichkeit. Selbst die moderne Kunst bevorzugt religiöse Motive; Maler, Dichter und Literaten machen verhältnismäßig häufig religiöse Probleme zur Grundlage ihrer Werke.

Auf solchem Boden konnte zu allen Zeiten die Neigung zum Märtyrertum, die „mystische Wollust des Leidens . . . wie eine Blume von berauschendem Duft“ gedeihen (Lothar S. 6). Die Mystik kam als treibendes Element hinzu, «el misticismo y el fanatismo sind las tendencias más marcadas en el espíritu religioso español: el misticismo que fue la exaltación poética y el fanatismo, que fué la exaltación de la acción» (Gan. 17). Man denke an die hohe Blüte und weite Verbreitung der Mystik unter Juan de la Cruz, der ekstatische Hymnen dichtet, unter der heiligen Teresa, die als letztes Ziel die Willenlosigkeit in Gott erstrebt. Diesen beiden aber stehen Scharen ähnlich Gerichteter zur Seite, die dieselbe echt spanische Abneigung gegen begriffliches Denken, dieselbe ekstatische Gefühlslage, denselben Sinn für Übersteigerung zeigen. Lothar nennt einmal den Spanier den geborenen Ekstater (vgl. Lothar, Die Seele Spaniens, S. 8), und die Werke der spanischen Kunst bestätigen es. In Greco besitzen wir das grandiose Beispiel einer phantastischen Steigerung der Wirklichkeit, den Ausdruck der bis aufs äußerste gespannten Erregung, des ekstatischen Aufschwungs. Ähnlich Goya, wo aus aller Realistik das Gigantisch-Gesteigerte siegreich hervorbricht und das Finstere und Düstere, Leidenschaftliche und Schreckliche in Orgien zu schwelgen scheint, und Murillo, der an die nachhaltigsten und unverfälschtesten Instinkte des spanischen Volkstums anknüpft, stellt neben dem Derb-Natürlichen die verschiedenen Stufen ekstatischer Verzückung dar. Auch der Plastiker Montañes, dessen Prozessionsfiguren man noch heute alljährlich bewundert, baute auf der ekstatischen Gefühlslage seiner Landsleute auf und betonte in innigem Verbundensein mit dem Volksempfinden den Schmerz und das Leiden. Und Don Quijote? Ist er nicht der Urtyp des übersteigerten Idealisten, der in gewissem Sinne „den sonderbaren Gesängen der Mystiker gleicht!“ (vgl. Gan. S. 79).

Diese Steigerungsfähigkeit, die Neigung zum geistigen Rausch, zum Wachtraum, die die spanischen Künstler in so hohem Maße besitzen, ist auch dem Volke eigen und vielleicht nur ein Symptom der schon erwähnten Abulie. Noch heute sind in der *Semana santa*, jenen berühmten Sevillaner Festlichkeiten, Reste von Ekstase und Exaltation lebendig und wirksam, und auch der Reiz eines Stiergefichtes dürfte nicht zum geringsten Teil auf dieser Steigerungsfähigkeit der Zuschauer, der Elastizität ihrer Seele beruhen.

Die ekstatische Veranlagung ist es, die den Spanier zum Heldentum befähigt. Der Müßiggänger, der die stetige Arbeit verabscheut, liebt die Tat, nicht die überlegte, konsequente Handlungsweise — sagt doch Ganivet: Im Kampfe zwischen Leidenschaft und Willen siegt bei uns immer die Leidenschaft — sondern die explosiv hervorbrechende Tat, die ungewollte Energie, das Abenteuer, dem schon seine nomadischen afrikanischen Ahnen zugetan waren. So ist Spanien das Land der Helden, die abenteuerten und eroberten, das Land der Einzelmenschen, die sich

im Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit abschließen gemäß der spanischen Grandezza. Die stoische Einstellung gegen alles, was außerhalb der Persönlichkeit liegt und vorgeht, hat den Ehrbegriff bis zum Übermaß gesteigert. Trotz der stark demokratisierenden Tendenzen der Kirche, die Standes- und Rangunterschiede verblasen lassen, fühlt sich jeder Spanier, mag er nun arm oder reich sein, in gewissem Sinne als Adelsmensch, gibt sich als solcher, und so kommt es, daß die Gemeinschaft sich in Individuen zerspaltet, die fast unverbunden nebeneinander stehen und ihre Selbständigkeit ängstlich hüten. Ich erinnere mich eines Gespräches mit einem gebildeten Spanier über die individualistische Einstellung der Germanen, der er mit viel Beredsamkeit und Temperament den stark ausgeprägten spanischen Individualismus gegenüberstellte. Es dürfte also kein Zufall sein, daß der spanische Nationalheld el Cid ein Sonderling und Eigenbrödlar ist. Auch der geistreiche Essaisit Unamuno, der Führer der Urspanier, der gegen eine Modernisierung des Landes kämpft, ist ein starrer strenger Individualist. Wie der Afrikaner seine Unabhängigkeit mit allen Mitteln und mutiger Selbstaufopferung verteidigt, wie die Clans der berberischen Stämme sich energisch gegeneinander abschließen und eifersüchtig ihre Befugnisse überwachen, so auch der Spanier in seinem freiheitlichen Streben.

Es fehlt dem typischen Spanier der Wille zur Gemeinschaft, die Tendenz zu Hierarchie und Organisation, die notwendig zum Begriff der Gesellschaft gehören. Es mangelt an Organisationswilligkeit und -fähigkeit. Einer der wenigen Organisatoren, die das Land besessen, ist Ignatius von Loyola gewesen. Die spanische Geschichte zeigt uns immer wieder dasselbe Bild, so sagt Ganivet (S. 47): «un pueblo que lucha sin organización». Wohl konnte Spanien erobern, kolonisieren, da es ihm nicht an bedeutenden Einzelmenschen gebrach. Der kriegerische Geist blühte und gedieh, aber der militärische kam nicht zur Entwicklung. So sind ihm alle Eroberungen aus Mangel an Organisation wieder entglitten. Die Conquistadores, die Europa nie verstanden, waren im Grunde nichts anderes als «legítimos guerilleros». (Gan. 49). Der Geist des einzelnen spanischen Soldaten ist vorzüglich, meint Ganivet weiter, aber er begreift nicht die Solidarität und Disziplin wie der kontinentale Soldat (Gan. 58). Sobald sich Konfliktstoff zeigt, so bieten wir „das Schauspiel der Insubordination aller sozialen Klassen“ (Gan. 55). Und wie auf politisch-wirtschaftlichem Gebiet, so auch in dem Geistesleben. Es gibt, abgesehen von den regionalen Kreisen, kaum festgefügte Gruppen oder Schulen.

Der Verfasser des Idearium español hat diesen undisziplinierten Individualismus, der Spanier schwächt, den er als Anomalie des Volkscharakters bezeichnet, in seiner ganzen Tragweite erkannt (Gan. 56). Interessant ist, was Ganivet, der selbst Advokat gewesen war und diesen Beruf nicht ertragen konnte, «porque jamas llegué a ver el mecanismo judicial por su lado noble y serio» (S. 65), über die Einstellung des Spaniers zu Gesetz und Rechtssprechung äußert. Spanien gehört zu den Nationen, die wenig Neigung für die Codices zeigen und wo eine gewisse Rebellion gegen das Gesetz Platz greift (Gan. 65). Der Grund dafür sei nicht etwa Mangel und Verderbtheit des Rechtssinnes, sondern im Gegenteil seine Exaltation. «La rebeldía contra la justicia no viene de la corrupción del sentido jurídico; al contrario, arranca de su exaltación» (S. 66). Dasselbe Volk, das alles, was in Spanien geleistet wurde, geschaffen,

lebt in gefühlsmäßiger Auflehnung gegen seine Besten und Fähigsten. Die Masse will sich in ihrer Apathie keinem Führer unterordnen, und deshalb fehlt die Synthese der partiellen Interessen zu einem gemeinsamen Ziel. In dieser Tendenz der Volksseele, der Aristophobie, wie Curtius es nennt (vgl. Curtius, Spanische Perspektiven, Deutsche Rundschau, Dez. 1924), liegt der Schlüssel zum Verständnis des spanischen Schicksals. Hier liegt auch die Wurzel des Partikularismus, des eng abgegrenzten Patriotismus der Katalanen und Basken. Die ganze Bewegung der militärischen «juntas», der «action directe», fließt letzten Endes aus dieser angeborenen Konstitution.

Deshalb predigt Ganivet: Wir brauchen Organisation (vgl. S. 59), der dauernde Bürgerkrieg muß aufhören, wir brauchen Pflege der Überlieferung, Konzentration und Disziplinierung auf gemeinsame Ziele. Die spanische Kultur, die den mediterranen Geist in eigenartiger Formung vermittelt, und das Schicksal des Landes, das ohne Zweifel gewaltige Höhepunkte aufweist und der Grandiosität nicht entbehrt, ist in tragischer Weise mit der Volkspseele verwachsen. Und vielleicht kann das Beispiel Spaniens auch uns Deutsche, die wir heute in ähnlicher Lage sind wie Spanien am Ausgang des 19. Jahrhunderts, nachdenklich stimmen und manchem Problem der Heimat neue Perspektiven eröffnen.

Hamburg.

Martha Resch.

BEMERKUNGEN ZUR AUSSPRACHE DES HEUTIGEN PORTUGIESISCHEN¹⁾.

Der phonetischen Darstellungen des heutigen Portugiesischen besitzen wir nicht viele. Am bekanntesten ist bei uns gewiß Gonçalves *Vianna*: Portugais. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1903 (VI, 148 S.) 8° = Skizzen lebender Sprachen. Bd. 2. *Vianna* hat denselben Gegenstand schon vorher behandelt in seiner *Exposição da pronúncia normal portuguesa*. Lisboa, 1892 und in seinem Aufsatz *Essai de phonétique et de phonologie de la langue portugaise d'après le dialecte actuel de Lisbonne*. Romania Jg. 1883, Bd. 12, S. 29—98. Derselbe Band enthält eine Studie *Cornus*: Phonologie syntactique du Cancioneiro geral, S. 243—292, und eine andere, die auch phonetische Bedeutung hat: *La mesure des mots dans le Canc. geral* S. 293—306. Weitere Darstellungen des ptg. Lautbestandes haben gegeben *Bonaparte*, Prince Louis-Lucien: *On Portuguese simple sounds compared with those in Spanish, French, English etc.* in Transactions of the Philological Society, London: Trübner u. Co. Jg. 1880—81, S. 23—41. Er stützt sich in seinen nicht immer zuverlässigen Angaben hauptsächlich auf João de Deus: *Dicionário prosódico*, Lisboa, 1878. *Nobilings* Aufsatz „Die Nasalvokale im Portugiesischen“ in NSpr. XI, S. 129—153, beschäftigt sich vor allem mit dem Brasilianischen, dessen Nasalvokale nach ihm eine ältere Stufe der ptg. Nasalvokale darstellen.

Bei dem wenigen, das also im ganzen uns zur Verfügung steht, ist die folgende Mitteilung eigener Beobachtungen, die ich im Verlauf der Sommermonate 1925 in Coimbra, Vianna do Castelo, Porto und Lissabon gesammelt habe, vielleicht nicht überflüssig.

¹⁾ Umschriftzeichen: hochgestelltes u, e, i bezeichnet, daß der vorhergehende Laut "w, e-, i-haltig ist

i, u = halbvok. i, u

l, ü usw. = gemurmelter Vokal.

1. *Der allgemeine Eindruck des Ptg.* Wer Gelegenheit gehabt hat, Spanisch neben Ptg. zu hören, oder, was noch instruktiver ist, einen Spanier Ptg. sprechen zu hören, dem wird sofort aufgefallen sein, wieviel härter und sozusagen unbeugsamer die Laute des Spaniers sind. Es fehlt ihm jene runde Weichheit des Ptg., die eines der Hauptcharakteristika seiner Sprache ausmacht, und vielleicht auch einen Grund für die so absolut andere lautliche Entwicklung des Vlat. auf dem westlichen Streifen der iberischen Halbinsel abgibt.

Die Spanier scheinen mir, soweit ich sie gehört habe, mit der Sieversschen Normalstimme, die Portugiesen mit der Umlegstimme zu sprechen. Die *Personalkurve* der Portugiesen ist, soweit ich es beobachtet habe, die *zweite*. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß sich auch Inhaber anderer Kurven finden; immerhin ist es ratsam, sich der Umlegstimme zu bedienen, um von vornherein das Ptg. mit dem notwendigen weichen Klang zu erfüllen (vgl. hierzu: Vianna, Portugais, § 47).

Betonungsverhältnisse. Die Murmelstimme wird für unbetonte Silben ausgiebig angewendet und häufig sogar durch die bloße Andeutung des Lautes ersetzt, (vgl. Vianna, Ptg. § 63). Dadurch ergeben sich starke Kontraktionen des Wortkörpers, denen zumal die vor- und zwischentonigen, von stimmlosen Konsonanten umgebenen Silben und die kons. anl. Endsilben vor Anlaut-Vokal des folgenden Wortes zum Opfer fallen, wobei die Endvokale häufig mit den folgenden Anlaut-Vokalen verschmelzen, bzw. sich mit ihnen zu Diphthongen verbinden (vgl. Vianna, Ptg. § 89). Am Satzschluß und vor Pausa wird der stimmhafte orale Anlaut-Konsonant der Endsilbe zur stl. Lenis, gefolgt von einem „u- oder e-haltigen“ Hauch. Besteht die Endsilbe aus stl. oralen Kons. und Vok., so schwindet der Vokal vollständig und nur der vorausgehende Konsonant wird „u- oder e-haltig“. Die auf [ø] und die auf velares [t] ausgehenden Endsilben, sowie die der Proparoxytona unterliegen jedoch besonderer Behandlung.

Beispiele für vortonige (zwischentonige) Silben: «sessenta» [sɛ̃ntɛ] «é possível» [ɛpsivɛl], «sim, senhor» [sɪsnoĩɛ¹] «pode ser» [pɔdɛsɛr], «é preferível» [ɛpɛfɛrɪvɛl]. An diesem Beispiel ist die Kontraktionswirkung besonders gut zu beobachten: aus [pɛfɛrɪvɛl] wird zunächst [pɪfɪ-] und dann durch Erleichterung der Gruppe [pɪfɪ-]. Bei der Bildung des [p] wird das [f] schon durch Einziehen der Unterlippe unter die oberen Schneidezähne vorbereitet, so daß es zugleich mit der Öffnung des [p]-Verschlusses als ein Laut von nur momentaner Dauer hervorgebracht wird. Das folgende [r] ist Zungenspitzen-r mit einmaligem Zungenschlag. Ebenso «é preciso» [ɛpsɪzɪu] aus [ɛpas~]. Beispiele für Endsilben: «este é o meu quarto» [ɛstɛjume'úkwa'rtɔ], «são estes, os nossos quartos» [sɔũ ɛstɪ'sunɔʁɔs kwartɔs], «boa noite» [boɛnoitɛ], «boa tarde» [boɛtaɾdɛ], «foje, foje» [foʃɔɾɔl¹].

Die auf [ø] — in der Schrift «a» — ausgehenden, bzw. die es enthaltenden Silben können nicht kontrahiert werden, noch, als Endsilben vor Kons. oder Pausa, den Laut elidieren. Die Endsilben der Proparoxytona auf «-o(s)» erhalten den Silbenvokal — vielleicht bekommt er auch einen ganz geringen Gegendton, wodurch ihre Erhaltung sich erklären würde —, die vorhergehende Silbe wird dagegen gemurmelt oder, zwischen Konsonanten, ihres Silbenträgers

1) Gewöhnlich wird bei schnellem Sprechen das [ɪ] von «sim» entnasaliert.

beraubt. Beispiele: «período, século, murmúrio» [priúdu; seikúlu, seikúlu; murmurju]. Die Umschrifttexte in Vianna lassen das auch deutlich erkennen. Auf [j] ausgehende Silben erhalten im Wortinnern und im Wortauslaut stets ihren Silbenträger. Über die Wirkung des [j] auf den vorausgehenden Vokal siehe „3. Einzelne Laute“ unter [e].

3. *Einzelne Laute* [e]. Vianna, Ptg. § 25 gibt für den geschlossenen E-Laut einfach die Umschrift [e] und bemerkt hierzu: C'est l'e italien de *dovere*. Neben diesem Laut habe ich noch eine Abart gehört, besonders vor Zischlauten und vor velarem [j]. Dieses [e] ist nicht mit dem des Italienischen in «dovere» identisch, sondern liegt etwas weiter zurück. Die Zungenspitze berührt zunächst noch lose die Hinterfläche der unteren Schneidezähne, das Zungenblatt bildet mit dem Mundboden einen spitzeren Winkel, die Berührungsfäche der seitlichen Teile des Zungenrückens scheinen mir dementsprechend mehr nach hinten verlegt, etwa in die Gegend der Grenze des harten und weichen Gaumens. Ein Übergangslaut zum folgenden Laut ist deutlich hörbar. Die Zungenspitze wird von den unteren Schneidezähnen abgezogen, die Hinterzunge bildet mit dem weichen Gaumen eine momentane Enge; der folgende Laut wird noch mit zurückgezogener Zunge gesprochen. In Worten wie «*uma vez, outro mês, a mês, português, a língua portuguesa — êle, papel, possível*») müßte also die genaue Umschrift des E-Lautes [eʃ] sein, wobei [ʃ] den deutlichen Gleitlaut beim Zurückziehen der Zunge darstellen soll. Bisweilen erhält die Silbe dadurch einen Schleifton. Ich habe den Laut besonders, auch bei gepflegter Aussprache in Coimbra und von Portuensern gehört. (Vgl. die Bemerkung von Vianna, Ptg. zu [e] + [j] § 26).

[ē] Auch bei dem nas. [ē] vollzieht die Zunge im Übergang zum folgenden Laut eine Bewegung nach hinten, so daß z. B. «*independência*» zu sprechen ist [ĩndʲpẽndẽsiã]. (Der Vorgang ist vergleichbar mit jener fehlerhaften deutschen Aussprache franz. Nasalvokale, bei der im Verlauf der Hervorbringung der Zungenrücken gesenkt wird z. B. «*la main*» [la mẽẽ]). Der Übergang vom Nasalvokal zum folgenden Laut geht hier allerdings so rasch vor sich — in unbet. Silbe rascher als in betonter — daß ich den für [e] erwähnten Schleifton nicht gehört habe.

Offenes [o] in «*pó, só*» usw. wird ebenfalls mit zurückgezogener Zunge gesprochen. Es ist nicht mit dem nach [œ] hinneigenden franz. [o] in «*port*» gleichzusetzen. Vor [j] werden alle Vokale mit zurückgezogener Zunge «kehlig», gesprochen. Das [j] selbst ist rein vokalisiert.

Die Nasalvokale und -Diphthonge [ã, õ, õĩ, õĩ, õĩ] werden oft mit starker Brustresonanz hervorgebracht, ähnlich derjenigen, die man manchmal bei Schwaben und bei Indern beobachten kann. Besonders deutlich habe ich es beim Singen der betr. Laute gehört. Für Ausl. «*ã*» in «*dã, manhã*» habe ich zuweilen nasales gespanntes [ã] notiert. Doch ist dies vielleicht mundartlich. (Vgl. Vasconcellos, J. Leite de: *Esquisso d'une dialectologie portugaise*. Paris, Lisboa: Aillaud, 1901 (220 S.). Thèse, Paris. §§ 40b, 43e, wenn sein «*ã ouvert*» diese Erscheinung bezeichnet). Vor folgenden Verschlusslauten schiebt sich überdies [m, n, ŋ] ein. Der Laut ist dann weniger stark nasal. Vgl. «*um boi, um hómem, tanto-ganso, cincoquinze.*»

[l, r] Die Verwendung der verschiedenen L-Laute entspricht ziemlich genau derjenigen im Englischen: postdentales [l] im ab-

soluten Anlaut und nach Kons., alveolares zwischen Vokalen und velares im Wortauslaut und vor Kons. Ausl. [l] vor Pausa wird in vulgärer Aussprache noch von einem deutlichen zurückgezogenen [e] gefolgt, z. B. «Portugal» [purtuga'ʎ]. Ähnliches gilt für ausl. [r] und nicht nur für die vulgäre Aussprache. Auf diese Weise erhalten alle Infinitive und Konj. Fut. in den auf «-r» endigenden Formen vor Pausa einen deutlichen Vokal, ein sehr geschlossenes [e], manchmal auch offenes [i] angehängt, z. B. «sim, senhor» [sisnho'e], «se quiser» [s¹kize'e], «pode andar» [podenda'e]. (Vgl. Vasconcellos, Esquisse, §§ 59f. und die Bemerkung Viannas in *Essai de phonétique*, in der «mora, moro, more» und «amor» verglichen werden.) „Zäpfchen-r“ und „Zungen-r“ kommen beide im Ptg. vor, manche Individuen brauchen sie sogar nebeneinander. Der Unterschied zwischen „r mit einem Zungenschlag“ und dem wirklich gerollten [r] mit mehreren Zungenschlägen — bzw. Zäpfchenschlägen — wird sehr genau beachtet (vgl. Viana, Portugais, §§ 46). Ich erinnere mich, einmal geradezu nicht verstanden worden zu sein, als ich sagte, ich ginge zur [touradə] statt zur [touradɛ]. Vor anlautendem [r] wird «-s» oft vollkommen assimiliert, so daß für «os rios» an Stelle von [uz riuʃ] gesagt wird [urriuʃ] (vgl. Vianna, Portugais § 59 Abs. 2). Ebenso wird häufig [ʒ] vor [n-] assimiliert, z. B. «mais nada» [majnade] mit einem energischer artikulierten [n] als wie etwa in «mão é nada».

[d, d̥] Vianna beschreibt in §§ 38, 41 die dentalen Verschlusslaute. Wem es schwer wird, die fast als affricatae anzusehenden [d] Viannas auf die § 41 angegebene Weise auszusprechen, der helfe sich — wie ich es tue — mit interdentalen Verschluss, dessen akustische Wirkung die gleiche ist. Die charakteristische Eigenart des ptg. [d] scheint mir darin zu liegen, daß bei dem momentanen Verschlusse, der ziemlich tief angesetzt wird («partie des gencives qui se trouve immédiatement après les incisives supérieures» § 38), der vordere Zungenrand mit der Schneide der Oberzähne selbst in Berührung ist, so daß bei der Lösung des Verschlusses die Luft zwischen dieser und dem vorderen Zungenrand hindurchstreicht. (Der Beschreibung des Lautes, bei E. Richter, Lautbildungskunde. Leipzig u. Berlin, 1922, § 27, Nr. 53 kann ich darum, ebenso wie der anderer Laute des Ptg. in dieser Schrift, nicht zustimmen.)

Leipzig.

Heinrich Wengler.

BENNO ROETTIGERS †.

Im Herbst 1925 verschied im Ruhestand der frühere Direktor der Bismarck-Realschule zu Berlin, Benno Roettgers. Der unerbittliche Tod riß den bescheidenen, stillen Wegbereiter aus reicher wissenschaftlicher Tätigkeit, der sein Leben gewidmet war. In ihm paarte sich der strenge Wissenschaftler mit dem praktischen Schulmann. Sein wissenschaftliches Können und seine reiche Unterrichtserfahrung sicherten ihm in den besonders für Mittelschullehrer bestimmten neusprachlichen Fortbildungskursen eine große, dankbare Hörerschaft. In seiner „Methodik des französischen und englischen Unterrichts“ (i. d. „Methodik des elementaren und höheren Schulwesens“, hrsg. v. Walsemann 1913) wies er als einer der ersten auf die Verwertung der Sprachpsychologie im modernen Grammatikunterricht hin, seine Musterstunden in der Fremdsprache wiesen

1) Silbisches [s].

den Weg, wie man ohne Heranziehung der Muttersprache den Schüler zu vollem Verständnis führen könnte. Seine englischen und französischen Lehrbücher und Grammatiken suchten den Forderungen der Phonetik gerecht zu werden, strebten neben ständiger Fühlungnahme mit den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft in der Grammatik, in praktischer Beziehung durch einsprachige Uebungen der Reform zu dienen. In seinem zusammen mit Bornecque herausgegebenen «Recueil de morceaux choisis», «Livre de lecture» und zugehörigem «Commentaire littéraire» schlug er eigene Wege ein, die ein Eindringen in die fremde Literatur nach neuen Gesichtspunkten ermöglichten. Groß ist die Zahl der von ihm herausgegebenen fremdsprachlichen Schultexte.

Seine emsige Tätigkeit, von der er nur in der Pflege klassischer Musik und in frohen Wanderungen Erholung suchte, seine stets hilfsbereite, vornehme Gesinnung gewannen ihm allenthalben Verehrer und Freunde, die gern seinen vielseitigen Anregungen folgten und heut tief seinen Verlust beklagen. Wir Neusprachler haben in ihm einen unserer eifrigsten und besten Vertreter verloren.

Berlin.

Fr. Tinius.

BESPRECHUNGEN.

Das deutsche Drama. In Verbindung mit J. Bab, A. Ludwig, F. Michael, M. J. Wolff und R. Wolkan herausgegeben von R. F. ARNOLD. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1925. X u. 868 S.

Eine Geschichte der Kunstform des Dramas in ihrer deutschen Entwicklung hat bis jetzt gefehlt; denn die Werke von Kehrein (Die dramatische Poesie der Deutschen) und Troelß (Gesch. der dramatischen Lit. in Deutschland) kommen für die Forschung kaum noch in Betracht. Diesem oft gefühlten Mangel hilft die von Arnold herausgegebene Geschichte des deutschen Dramas in dankenswerter Weise ab. Es ist kein Zufall, daß dieses Werk den Namen Arnolds trägt; denn alle größeren Arbeiten dieses Wiener Literaturhistorikers haben den Zug zur praktischen Brauchbarkeit; sie alle haben seinerzeit einem dringenden Bedürfnis abgeholfen. Es sei nur an die unentbehrliche „Allg. Bücherkunde“ (die „Bibliographie der deutschen Bühnen“) und das „Moderne Drama“ erinnert. Drei Literaturhistoriker und ein namhafter Literat haben sich mit Arnold zu gemeinsamer Arbeit vereint — aber das Gesamtwerk trägt doch mit Recht Arnolds Namen. Nicht nur daß einer der besten Abschnitte von ihm stammt, nicht nur daß in der Bibliographie und vielen Dingen dispositioneller Art Arnolds Akribie und Klarheit merkbar werden — sein Hauptverdienst liegt darin, daß seine Redaktorleistung die Gefahren des Sammelwerks, in eine Reihe an sich guter, aber untereinander nicht zu höherer Einheit verbundener Einzelabschnitte zu zerfallen, im wesentlichen überwunden hat. Kleine Ungleichheiten fehlen freilich nicht, aber diese geringen Nachteile besagen nichts gegenüber den großen Vorzügen des Werks. — Das erste Kapitel, „Das Mittelalter und sein Ausklang“, stammt von Michael. Der einleitende Abschnitt behandelt die Ursprünge des deutschen Dramas, seine vorgeschichtlichen Voraussetzungen, die weiteren Abschnitte schildern in sehr lebendiger und lesbarer Form — ein Vorzug des

ganzen Buches — das geistliche und weltliche Spiel. Eine gute Neuerung ist es, daß das Drama des 16. Jahrhunderts im Anschluß an das Mittelalter besprochen wird. Vom formgeschichtlichen und ästhetischen Standpunkt aus ist das durchaus berechtigt. So sehr Renaissance und Reformation Lebensgefühl und Lebensformen erneuert hatten, war doch auf dem Gebiet der *deutschen* Dichtung hinsichtlich der Kunstformen nichts eigentlich Neues geschaffen worden. Auf literarischem Gebiet ist das 16. Jahrhundert ein Ausklang mittelalterlichen Kunstwollens. Das gilt hinsichtlich der äußeren Form und der inneren stilistischen Struktur. Das Drama des 16. Jahrhunderts ist äußerlich in die klappernden Reimpaare des Mittelalters gekleidet, stilistisch zeigt es ebenfalls noch jene konfliktlose Aneinanderreihung dialogisierter Zuständlichkeiten, die niemals auch schon dramatisch ist. — Im zweiten Kapitel behandelt R. Wolkan das neulateinische Drama (von 950—1700). Dieses Kapitel ist eingeklemmt zwischen die Darstellungen des mittelalterlichen und des barocken Dramas. Reibungen und gewaltsame Abtrennungen sind hier nicht ganz vermieden. So geht es z. B. nicht an, das deutsche geistliche Spiel des Mittelalters getrennt vom lateinischen zu behandeln. Hoffentlich beseitigt eine spätere Auflage diesen Mangel. Im letzten Abschnitt des zweiten Kapitels scheint mir bei Besprechung des katholischen Schuldramas die Barockproblematik nicht genügend herauszukommen. Außerdem fehlt ein wichtiger Vertreter, Joh. Bapt. Adolph, der eine Stelle finden muß, wenn Masen, Avancini und Bidermann ausführlich genannt werden. Adolphs Leistung, die das Jesuitendrama in die Bahn des Wiener Volksstücks lenkt, ist für das süddeutsche Drama von höchster Bedeutsamkeit. — In das dritte Kapitel „Von Ayser bis Lessing“ teilen sich M. J. Wolff und A. Ludwig. Der erste Abschnitt schildert einprägsam das Ringen um die dramatische Kunstform und behandelt die Frage, warum Deutschland in diesem Entwicklungsabschnitt hinter den dramatischen Leistungen anderer Nationen so weit zurückbleiben mußte. Der Abschnitt „Klassizismus und Barock“ steht nicht auf dem Boden der neuesten Forchung: das Barockdrama sehen wir heute ganz anders. Auch das über die Wanderbühnen Vorgebrachte ist unzulänglich. Das Drama des 18. Jahrhunderts bis zum Höhepunkt der deutschen Klassik hat A. Ludwig behandelt. Die sich hier bietenden schwierigen Aufgaben sind in anerkannter Weise gelöst. Auch die eingeschlagene Methode ist durchaus zu billigen. Es handelt sich bei den Darstellungen dieses Kapitels — wie überhaupt des ganzen Werks — niemals um eine Gipfelwanderung; es werden nicht lediglich die Leistungen einzelner überragender Individuen herausgegriffen, vielmehr entwirft eine kollektivistische Betrachtungsweise eingehende Zeitgemälde. Von diesem Hintergrund läßt dann die Darstellung die Leistung der Großen sich abheben, ohne sie ausschließlich zu berücksichtigen. Durch das Auswahlprinzip der Zeitwirksamkeit und eine gelegentliche (wenngleich zaghafte) Verwertung stammesliteraturgeschichtlicher Gesichtspunkte kommt Ludwig über den üblichen Klassikerkanon hinaus. — In dem folgenden Kapitel „Von der Romantik bis zur Moderne“ ergänzt Arnold die Leistung des Redaktors durch die des Darstellers. Eine überaus beträchtliche Stoffmenge ist hier souverän bewältigt. Vor Arnolds klarem Blick zerstreuen gewisse überkommene Schlagworte und konventionelle Anschauungen, die man bislang in allen Darstellungen finden konnte:

man sehe die Abschnitte über das romantische und das Schicksalsdrama. Die Romantik war in den letzten Jahrzehnten beliebter Tummelplatz einer geistreichen Forschung, die sich aber aus Gründen philosophischen Ehrgeizes mehr um die theoretisch-kritische Leistung der älteren Romantik kümmerte als um die poetische Produktion der jüngeren. So konnte A. hier manches Neue bringen. U. a. wird betont, daß das sog. „Schicksalsdrama“ innerhalb des romantischen Dramas nur bedingungsweise als selbständige Gruppe aufzufassen ist, da die Wesenszüge als Fatalismus und Determinismus dem *gesamten* Drama der Romantik zukommen. Ausgezeichnet ist die Darstellung des Werks der drei Großen des „silbernen Zeitalters“ (Hebbel, Ludwig, Wagner); auch das Drama der Verfallzeit findet einläßliche Besprechung. — Das letzte Kapitel „Die Lebenden“ war Julius Bab anvertraut. Seine Darstellung beginnt mit der großen literarischen Revolution um 1885, die gegenüber den in den Konventionen eines unwahren Pseudoidealismus erstarrten Produkten der Verfallszeit neue Lebenswahrheit und Lebensfülle des dichterischen Schaffens durch engsten Anschluß an die Natur erstrebte. Freilich konnte der Naturalismus in dieser revolutionär-einsichtigen, konsequenten Form nichts letzthin Befriedigendes bieten, und so wird er durch ein erneutes Bekenntnis zum Geist abgelöst. Die Etappen dieser neuesten Entwicklung vom Eindruck zum Ausdruck (Naturalismus, Symbolismus und Neuromantik, Neuklassizismus, Expressionismus) werden im allgemeinen gut herausgearbeitet. Es hat wenig Sinn, in diesem Kapitel das noch völlig im Fluß befindliche Dinge behandelt, über Einzelfragen der Anordnung und Wertung zu diskutieren. Immerhin halte ich es für möglich, vom naturalistischen Drama ein impressionistisches (seelisch verfeinertes eindruckskünstlerisches) Drama abzugrenzen; in dem bequemen Sammelabschnitt, „Einzelgänger und Vorläufer“ hätten sich leicht schärfere Linien ziehen lassen. Entschieden ungerecht ist die Vernachlässigung Karl Hauptmanns. — Der Interessenskreis dieses Werks ist so reich, daß es den Vertretern der verschiedensten Disziplinen, auch Anglisten und Romanisten, vieles zu geben hat.

Wien.

Friedrich Kainz.

J. NADLER, *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften*. Bd. 1. Die altdeutschen Stämme. Bd. 2. Sachsen und das Neusiedelland. 2. Aufl. Regensburg, Habel. 1923.

Der durchwegs umgearbeiteten zweiten Auflage der 1912/13 erschienenen Literaturgeschichte setzt Nadler Leitgedanken voran. Sie besagen in Kürze, was wir zu erwarten haben: der Ausgangspunkt sind historisch-geographische Begebenheiten. Römisches Wirtsvolk und germanisches Gastvolk stehen einander gegenüber und überstürmen einander. Dieser völkische Vorgang wandelt sich in einen geistesgeschichtlichen. Glaube, Bildung und Schrifttum des Besiegten wird von dem Sieger aus dem eigenen Blute wiedergeboren. Renaissance, das ist die innere Entwicklung der Franken, Allemannen und Thüringer — das Schicksal der Altstämme.

Ein zweites entrollt sich längs der Elbe. Slavisches Land wird von Siedlern durchsetzt und eingedeutscht. Blutmischung unterwirft die Rasse, Mystik und Romantik ist ihr geistiges Vermögen. Dieses Äquivalent setzen die Neustämme neben die Klassik der Altstämme.

Neben diesen beiden kulturgeschlossenen Einheiten steht donauwärts vorgeschoben bayrisch-österreichische Sonderentwicklung, mit dem Theater als Innenkern.

Nadler endigt damit: „Die Kultur der Neustämme und die Kultur des bayrischen Volkes steht selbständig und auf gleicher Höhe neben der Bewegung, die in Weimar zur Ruhe kam. Wer die schöneren Augen hatte und die besseren Verse konnte, das ist für die Geschichte eine angenehme Gleichgültigkeit.“ Und damit stehen wir vor dem kritischen Programmpunkt des Buches.

Auf Geschichte, auf das eminent Historische kommt es an. Nicht auf Wertung und Gruppierung anerkannter Heroen. Keine Anthologie empfehlenswerter Poeten, deren Lebensumstände uns besonders schmackhaft werden sollen, sondern Geschichte der literarischen Kultur, deren Kraftfeld das Volk ist. Die völkische Unterschichte, die Provinz in ihren formal ungelösten Bestrebungen rückt an die Stadt heran.

Die festgestellte Erbanlage betrachtet Nadler als das Normative, ohne dabei des keltischen und slavischen Zuschusses zu vergessen. Zufälle der Milieuverwachsenheit vermögen sie zwar zu tönen, aber nie von Grund auf zu verwandeln. Wanderungen der literarischen Stoffe und geschichtliche Einheit des Stammes sind unveränderlich wesenhafte Unterschiede. Alchimistische Transsubstantiation der Keimanlage lehnt Nadler ab.

Literatur geht für ihn aus zwei Urbeständen hervor: Aus dem Blutbestand der Familien und Stämme und aus dem Erdbestand der Landschaft. Menschen sind an Gebirge und Ebene geschmiegt, durchdringen und bilden einander. Und ihre gestaltende Kraft wird Stil von verschiedener Plastizität. Die Legende von Hoch- und Tiefstand, bemessen an ausschließlich klassisch orientierten Doktrinen, bricht zusammen. Wertkategorien müssen von anderer Seite her formiert werden.

Was seit Lamprecht für das wirtschaftliche Leben längst anerkannt ist, wird hier für das geistige gefordert. Literatur kulminiert nicht mehr ausschließlich in einem Weimarer Zenith, sondern geht in der Wegspur gesellschaftlicher Umwälzungen einher und ist ein völkischer Vorgang, der von vielerlei Knotenpunkten ausstrahlt.

Dieser Einstellung kann manches abgesprochen werden. Und auf ihre Mängel sind auch die zünftigen Finger redlich gelegt worden. Literaturgeschichte der anerkannten wissenschaftlichen Gewohnheiten ist sie nicht. Eingebürgerte Begriffe fehlen, alte Klassifikationen sind mißachtet. Erste, zweite schlesische Schule wird als bescheidene Landsmannschaft nicht mehr greifbar, der Hanswurst ist plötzlich ernst zu nehmende Parodie über Menschen und Götter, und die Romantik kündigt der Klassik ihr subalternes Verhältnis auf.

Methodisch betrachtet herrscht der Geist der Analogie, der verschiedene Zeiten landschaftlich und strukturgemäß bindet. Wolfram, Frischlin, J. Paul, Hölderlin wachsen in stetiger Reihe aus dem allemannischen Boden. Das Neusiedelland wirkt sich in Opitz, Gottsched und A. Holz aus. Der Donaukreis wird in gemeindeutsche Perspektiven gerückt. Die Aufklärung wird eine Hochtonstelle im Verlauf der geschichtlichen Vorgänge, eine Analogie zu dem „zunehmenden Menschen“ um 1300 und zum Humanismus um 1500. Extensive und intensive Begebenheiten ordnen sich zueinander.

Es gibt keine Heroen mehr, deren Vordergrundstellung die anderen in dauernden Schatten legt. Nur mehr Menschen, die durch das Kraftfeld verschiedener Landschaften hindurch gehen und ihre Sendung in die Welt hinaus sprechen.

Mit geistesgeschichtlicher Selbstverständlichkeit geht Nadler vom Strukturganzen aus. Umlinien und Leitmotive legen das Gerüst. — Dort und da wird eine Dominante herausgehoben, in der der Sinn des jeweils herrschenden Wertes isoliert wird. Zutaten von Einzelinteresse, von Wertdekoration und von ästhetischer Nuancenvorliebe fehlen im Bereiche einer Objektivität, die aus identischen Wesenheiten und identischen Wesensverknüpfungen werden will. Die Diktion ist bildhaft, nirgends terminologisch vergittert, oft mehr mitreißend als belehrend.

Literaturgeschichte war bisher mit ausgesprochen städtischem Geiste geschrieben, unter dem Terror der chronologischen Schulbegriffe und des Gegensatzpaares schön und häßlich. Nadler bezieht jene Quellen des Blutes ein, die draußen liegen in der Provinz und die in der Stadt Geschichte werden. Die Literaturgeschichte hat damit den Schritt ins Völkische getan, den Schritt vom Nachschlagewerk zum System. Ob wir sie prinzipiell gut heißen oder nicht, liegt fast schon jenseits von rein theoretischer Einstellung. Ob zu Widerspruch oder zu Gleichstimmigkeit angeregt, — aus der Welt der neuen Forderungen wird nicht mehr wegzuleugnen sein, was das Vorwort zur ersten Auflage festgenagelt hat: „Nicht weniger Philologie, sondern mehr, aber angewandte, Dialektforschung, Stammeskunde, Familiengeschichte, Anthropologie, eine Literaturgeographie, die die Erde nach unseren Bedürfnissen suchend abgeht. Was unsere letzte Sehnsucht sein soll, Anschluß der Geschichte des Schrifttums an die großen Ergebnisse verwandter, fördernder, vorausgesetzter Disziplinen.“

W. REHM, *Das Werden des Renaissancebildes in der deutschen Dichtung, vom Rationalismus bis zum Realismus*. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1924.

In der aktuellen Diskussion der Frage nach dem stetigen Kulturwert und der Gegenwartsbedeutung der italienischen Renaissance für das geistige Leben Deutschlands stellt sich W. Rehm von Hause aus auf romanischen Boden. In dieser Burckhardtschen Sympathieeinstellung liegen die Vorzüge des Buches und auch die Mängel mitbegründet.

Die Fruchtbarkeit der Problemstellung liegt in der Polarität von Dionysischem und Apollonischem, von der W. Rehm ausgeht. Das Antlitz der Renaissance trägt beide Züge. Lücken der Tradition von Ranke bis Nietzsche werden damit ausgefüllt. Schon in dem Wenigen, was der Verfasser im ersten Kapitel von der Gestalt Macchiavellis sagt, wird der entwicklungsgeschichtliche Verlauf der Eindeutschung des Renaissancebildes durchsichtig. Deutschland erfaßt mit Leidenschaft immer nur eine Komponente und erhebt sie zur Dominante: die rücksichtslose Staatsraison als Wille zur Macht, oder das unumschränkte Gestaltungsbedürfnis als Wille zur Form.

Jedes folgende Buchkapitel wächst diesem angedeuteten Hauptthema als neue Variation zu. Die Geniezeit durchsetzt das Renaissancebild mit sittlichem Puritanertum, innerhalb welchem Lessings Banditen noch die famossten Burschen sind. Heinse erfaßt es in kraftbetontem Immoralismus. Der Trivialroman

entdeckt ein romantisches Brigantaggio. Goethe ergibt sich dem Formwillen des Cinquecento. Die Romantik bringt ihr dämonisches Verhältnis zu Italien auf die kürzeste Kampfformel: deutsch und welsch. Der Realismus wird vom Kostümkolorit gefangen genommen, und Tieck überläßt sich dem Fäulniszauber der Spätzeit. Apollinische und dionysische Dominante lösen einander stetig ab.

Bei aller Reichhaltigkeit der Ergebnisse täuscht aber das Buch über eine gewisse Sprödigkeit des Eindeutschungsprozesses nicht hinweg. Sollte Herder bei aller kritischen Feinhörigkeit für die Gegenwartsbedeutung der Renaissance nur aufklärungsborniert gewesen sein? Liegen in seinen völkergeschichtlichen Ideen nicht auch fundamentale Gegensätze? Ganz zu schweigen von der persönlichen Nervosität und Nordlandsflucht, die ihn beim Erleben der lauen, farbigen und zeugungssüchtigen italienischen Landschaft befiel.

Ist der Trivialroman durch den Umkreis der Räuberromane erschöpft? W. Rehm ist sich zweifellos dessen bewußt, daß er mit dem Bänditenroman einen rein zweckhaften Ausschnitt gewählt hat, jenen kleinen Ausschnitt, der italienischen Landschaftshintergrund hat. Denn das typische Land des Trivialromans ist Ägypten. Italien ist sozusagen nur eine spätere westliche Version für östliche Zustände. Romanspekulanten dieser Kategorie zumuten, daß sie für den guten deutschen Leser Bildungsarbeit leisten wollten, um ihm eine „neuartige und zugleich verklärende Vorstellung vom Süden“ zu geben, hieße auch sie zwangsweise verklären. Für diese fingerfertigen Kolporteurs einer verschlackten Mystik waren die geheimwissenschaftlichen Sensationen das große Kapital und die italienische Landschaft eine dürftige illuminierte Hintergrundleinwand. Selbst der edle Bandit bezieht seine Göttlichkeit nicht vom uomo universale, sondern vom längst erprobten Bundesemissär.

Die Sonderstellung E. Th. A. Hoffmanns unter den Romantikern — W. Rehm hebt ihn verschiedentlich heraus — hängt nicht zum wenigsten damit zusammen, daß er der Bundesatmosphäre tiefer verwachsen war und dem neuzeitig nationalen Grundgedanken der Romantik dauernd fern geblieben ist. „Die Mittagsstunde des Südens ist wie eine schwere Buße, die lastet“ (Arnim). Tieck befreit sich, indem er die Renaissance unter das Mitternachtslouchten des Untergangs stellt. Auch hier ist die letzte der Gestaltungsfragen noch nicht getan.

„So erscheint“ — schließt W. Rehm — „in stets anderer Beleuchtung das Renaissancebild im Wandel der Zeiten: Ein Idealbild ist es stets.“ Hier sei auch noch mit einem Wort jener Problemwelt gedacht, deren Fragen offen geblieben sind: Nicht nur Empfangen, auch Trennung ist das Schicksal deutscher Geistigkeit gewesen. Deutschland hat nicht nur die Sehnsüchte ästhetischer Immoral gekannt, sondern auch jenseitige und völkische Erlösungsgedanken. Zeiten, in denen es mit Italien nicht mehr gemein hatte als den Bezug auf die gleiche Bildungsmasse — die Antike. Und die positive Struktur und Wertung dieser Zeiten ist uns Rehms Buch schuldig geblieben.

ALBERT MALTE WAGNER, *Heinrich Wilhelm von Gerstenberg und der Sturm und Drang*. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1924.

Das Buch hat ein Kriegsschicksal gehabt. Das Manuskript ist zehn Jahre lang in Polen fest gelegen, was in gerechter Be-

urteilung gesagt werden muß. Aber es spricht gerade für die Lebenskraft dieses Buches, daß es durchaus nicht zu spät kommt, daß es gerade im zweiten Band noch immer wissenschaftlich unerfüllte Forderungen enthält und Anregungen, die sich in keiner Spezialuntersuchung noch voll ausgewirkt haben.

Die Widmung an Rudolf Unger bedeutet von Hause aus ein Bekenntnis zur synthetischen Literaturforschung. Die Darstellung enthält sich daher auch aller rein monographischen Verzierungen und alles persönlichen Heroenkults. Die Gestalt Gerstenbergs erwächst organisch aus einer ganzen Entwicklungsreihe. A. M. Wagner geht es vor allem um den Typus, um die weithin erkennbare Physiognomie des Menschen, der zwischen zwei Zeitaltern steht und im gewissen Sinne auch zwischen den Rassen. Aus kritischen, lyrischen und dramatischen Teilerscheinungen entsteht das repräsentative Gesicht Gerstenbergs: Ein sehr differenziertes Gesicht mit den Zügen aller jener Zeiten, die spezialisieren, die an der Frömmigkeit leiden und keine Götter mehr haben und die im Kampf um „Fülle und Form“ in Scherben gehen.

Es gehört zu den großen Vorzügen des Buches, daß es in der großartigen Entfesselung des Individuums, wie sie das 18. Jahrhundert charakterisiert, auch schon den nervösen Keim verspürt, der die europäische Kultur im verrinnenden 19. Jahrhundert in subjektivistische Anarchie auflöste. Mit Recht verweist Wagner auf Emil Gött, den geistigen Partner Gerstenbergs im geisteswissenschaftlichen Verlauf des 19. Jahrhunderts — auf den Typus der immer an der Grenze von Literatur und Dichtung dahinfliebt. Diesen Gedanken weiter verfolgend, wird eben noch manches der sogenannten modernen Kunst in die Abschlußpanik individualistischer Lebensformen hinein zu stellen sein.

Als ein Kapitel von besonderer Fruchtbarkeit im ganzen Zusammenhang des Buches erscheint das Kapitel Lyrik. A. M. Wagner verfolgt gerade hier in besonders durchsichtiger Weise die Flucht aus der Grazie der Anakreontik hinüber zu Klopstock, die Flucht aus der eigentlichen Begabung zu intellektuell erkannten Zielen — die typische Flucht des Übergangsmenschen vor sich selbst. Und Wagner schneidet bei dieser Gelegenheit Fragen an, die noch der Auflösung harren: Vorklopstocksche Lyrik ist nicht nur Entlehnung. Wo sind die organischen Zusammenhänge nationaler Entwicklung? Und Wagner deutet Richtlinien an, deren Verarbeitung ein Schritt vorwärts auf dem Weg wahrhaft entwicklungsgeschichtlicher Erkenntnis wäre. Vielleicht löst der Verfasser ein Arbeitsversprechen ein, das er nach dieser Richtung gegeben hat.

Als schönstes Resultat darf man es bezeichnen, daß die Arbeit auf das Wissen darum aufgebaut ist, daß der Dualismus der ewige Sinn und die Tragödie der menschlichen Kultur ist. Daß er vorwiegend das Schicksal der Dichter ist und daß aus ihm zu allen Zeiten die produktiven Leistungen hervorgegangen sind. Daß die Zukunft der Kunst- und Literaturwissenschaft nicht im Bereich der Parallelen und Analogien liegt, nicht in der Erlebnisneugierde der Biographen, sondern in der Hingabe an die Entwicklungskette dieser ewigen Kämpfe.

ERIK HEDEN, *August Strindberg*. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. München 1926.

Der Verfasser erzählt in einfacher und gegenständlicher Art das Leben Strindbergs, in das die Werke chronologisch hinein verwoben erscheinen. Der Schlüssel zur Technik des Verfahrens

liegt von Hause aus in den Kapitelüberschriften: Der Betrogene, der Forscher, der Liebende, der Lächerer, der Weiberhasser, der Sterbende. Die Persönlichkeit des Dichters erscheint hier, mit der für ihn selbst in hohem Maße charakteristischen Weise, in eine Reihe von Sonderpersönlichkeiten aufgespalten. Über dem Buche steht als fester Grundsatz: Das persönliche Erlebnis — fast dürfte man sagen das erotische Erlebnis — bestimmt das Schaffen des Dichters eindeutig. Das Buch erfährt daher mit zielbewußter Sicherheit das biographische Kleinmaterial. Es rollt das Leben in vielen einzelnen Episoden und intimen Zügen auf. Es führt uns in die Spannungsverhältnisse des Ehelebens hinein, in die invertierten Glaubenskämpfe und in Krisen, wie es die bisherige Strindberg-Literatur nur fragmentarisch tat. Das Buch stellt nach dieser Seite für alle Strindbergfreunde eine große sachlich gefaßte und ergreifende Beichte des Lebens dar.

Vom Standpunkt des Gesamtwerkes entstehen dadurch andererseits jene unvermeidlichen Spaltungen und Risse, die der Darstellung des künstlerischen Individuums nicht günstig sind. Die bei Strindberg so auffallende zyklische Verarbeitung ein und desselben Wirklichkeitsstoffes in verschiedenen Lebensaltern unter verschiedenen architektonischen Gesichtspunkten wird dadurch auseinandergerissen. Das Chaotische des individuellen Lebens wird nicht überpersönliche Größe, sondern bleibt episodenhaft. Geistesgeschichtliche Betrachtung hätte mehr als psychopathologische Nuancen erlaubt. Es fällt ohne weiteres auf, daß aus der wissenschaftlichen Strindberg-Literatur fast nur die medizinischen Studien zitiert sind.

Und hier würde sich die Frage erheben, ob Strindberg tatsächlich nur einer der wurzellosen einzelnen ist, die außerhalb der Tradition stehen. Sprach er nicht selbst von dem „Weltwillen“, von dem der einzelne nur geschoben wird? A. Liebert, der Kantianer, hat in seiner knappen Studie über Strindberg Linien angedeutet, die sachlich nicht mehr übersehen werden können.

Der Verlag hat das Buch vornehm ausgestattet, und ein Register erleichtert in hohem Maße die Benutzbarkeit.

Wien.

Marianne Thalmann.

KARL ARNS, *Das amerikanische Bühnendrama*. Sonderdruck aus J. Hoops, *Englische Studien*, Bd. 59, Heft 3 (1925), S. 361 bis 415. Preis geh. 2,60 M.

Vorliegender Aufsatz ist eine ausführliche Würdigung von A. H. Quinns inhaltsreichem Buche, *Representative American Plays*, The Century Company, New York, 1917, das nicht weniger als 25 amerikanische Bühnenstücke, von 1767 (Thomas Godfrey, *The Prince of Parthia*) bis 1911 (Rachel Crothers, *He and She*) enthält. Arns stellt die wichtigsten darunter nach inhaltlichen Gesichtspunkten zusammen, schenkt aber der stilgeschichtlichen Betrachtung weniger Beachtung. Gelegentliche Hinweise auf deutsche Parallelen und Übersetzungen (S. 380, 386, 390, 402) erhöhen den Wert der Arbeit, und seine sorgfältige Inhaltsangaben und Charakteristiken sind für jedermann, dem Quinns Buch nicht zugänglich ist, ein nützlicher, willkommener Beihelf. Quinn hat dieser ersten Blütenlese inzwischen eine zweite folgen lassen: *“Contemporary American Plays, edited with an Introduction upon recent American drama”*, Charles Scribner's Sons, New York (1923), das ich im Beiblatt zur *Anglia*, 1926, kurz angezeigt habe.

In eigener Sache möchte ich hier zum ersten Male mitteilen, daß ich seit 1912 eine autorisierte vom Verfasser und einigen amerikanischen Sachverständigen begutachtete deutsche Übersetzung von Percy Mackayes "The Scarecrow" (1910) in meinem Schreibpult ruhen habe. Das Stück, das Quinn in seinem Buche aufgenommen hat und dem auch Arns hohe Qualitäten zubilligt (S. 406), ist eines der bühlenwirksamsten und literarisch wertvollsten, das mir in vierjährigem Theaterbesuch (1910–1914) begegnet ist und wird auch neuerdings in der Cambridge History of American Literature III, 277 als "ranking high among American plays" beschrieben. Wo ist der unternehmungslustige Verleger, wo der wagende Dramaturg, der es unternimmt, das deutsche Publikum mit dieser phantastischen Komödie bekannt zu machen?

Gießen.

Walther Fischer.

C. MARTIN LUTTA, *Der Dialekt von Bergün und seine Stellung innerhalb der rätoromanischen Mundarten Graubündens*. Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie. Heft 71. Halle 1923 XVI und 356 S.

Dieser stattliche Band, für den Verfasser Lutta ein Zeugnis echter Begabung und unermüdlichsten Fleißes, rührt uns zugleich als Denkmal wissenschaftlicher und menschlicher Freundestreue. Die warme Einleitung Gauchats und die nicht weniger warmen Vorbemerkungen der Herausgeber Jud und Fankhauser, die bloße Tatsache, daß diese zwei Gelehrten die nicht geringe Mühe der Herausgabe in so hingebungsvoller Weise geleistet haben, muß von vornherein für das Werk des früh Verstorbenen einnehmen. Die nähere Bekanntschaft damit erweist es als einen Beitrag ersten Ranges nicht nur für die Kenntnis der rätoromanischen Mundarten, sondern für sprachwissenschaftliche Erkenntnis im weiteren Sinn. Wir lernen gerade aus solchen Monographien über kleinste Sprachgemeinschaften ganz unendlich viel. Die eingehende Behandlung des übersehbaren Stoffes gibt uns mehr Gelegenheit zu Einblicken in sprachliche Vorgänge, als bei der Geschichte einer größeren Sprachgemeinschaft möglich ist. Die Geschichte einer solchen größeren Sprachgemeinschaft, die dann naturgemäß eine Schriftsprache entwickelt, zerfällt, genauer gesehen, in zwei sehr ungleiche Teile: I. die Geschichte der kleinsten Gemeinschaften, bis zu dem Zeitpunkt, wo die soziale, politische, literarische Verschweißung einsetzt. Dann II. ergibt sich, abgesehen von der gegenseitigen Entlehnung der Sondernundarten, die gemeinsame Schöpfung, die sich als Schriftsprache kristallisiert und aus der wiederum Rückentlehnung in die Sondernundarten erfolgt. Bei den großen Schriftsprachen — eben weil sie alte Schriftsprachen sind — überschauen wir die erste Periode gar nicht. Es fehlt uns das Sprachmaterial, das wir für die unliterarische Mundart jetzt, z. B. bei Lutta, in so reichem Maß mit vollem wissenschaftlichen Apparat beobachtet sehen. Die rätoromanischen Mundarten haben in letzter Zeit einen bemerkenswerten Vorstoß in dieser Beziehung gemacht. Die Mannigfaltigkeit der Beobachtungen auf einem so kleinen Gebiet gibt uns den Fingerzeig für die Vorgänge, die in den großen Sprachgeschichten „vorhistorisch“ sind. Die Tatsache, daß über eine von ein paar hundert Seelen gesprochene Mundart ein Band von 350 Seiten gemacht wird, die dem Fernstehenden so befremdlich scheint, ist für die weitere Sprachwissenschaft ein wahrer Gewinn. Was läßt sich alles aus so einem Bande herauslesen!

Um nur ein eigenartiges Kapitel herauszugreifen, die merkwürdige Diphthongierung von *i* und *u* zu *ek*. Lutta hat die Summe nicht gezogen. Sie scheint aber doch ziehbar. Das Nebeneinander der Formen in den kleinen Sprachgemeinschaften ergibt: 1. $u > [y]$, das von *i* gesondert bleibt, z. B. Stalla: *durmir* DORMIRE, *ſtęyr* OBSCURU; 2. $[y] > i$, Tomils: *durmi*., *ſtęir*.. 3. Das primäre wie das sekundäre *i* diphthongiert und zw. beide zu *ej* z. B. in Filisur: *dur*, *mejr*, *ſtęjr* (oder *oj* in Alvanou: *dur*, *mojr*, *ſtęojr*) und nun erfolgt eine höchst eigenartige Weiterentwicklung: Die Lautungsstelle für den zweiten Bestandteil des Doppellautes wird so verlegt, daß ein Verschuß eintritt, statt *ej eg* z. B. Bergün: *culiegra* CULTURA, *ſegla* FILAT (S. 88). Aber nicht genug daran, gleicht sich dieser konsonantische Bestandteil des Doppellautes dem folgenden Laut an, er wird vor Stimmlosen selbst stimmlos: *ſeks* FUSU, *reks* RISU. Das in den Auslaut tretende *s* wird, wie gewöhnlich, stimmlos, so auch das auslautende *r* (wo es überhaupt bleibt), daher *lekr* VOLERE neben *el legva* VOLERAT, *mikr* MURE neben *la migr* da *fwents* die Feldmaus usw. Theoretisch müßte dem noch in einigen Sprachgemeinschaften vorhandenen *ej* in diesen Fällen *eç* entsprechen. Doch sehe ich in den Bergün umlagernden und von Lutta behandelten Mundarten keinen Beleg; vielmehr ist in Savognin *durmekr* neben *čamejza* CAMISIA.

Es ist schade, daß Lutta für den Übergang von $j > g$ (bzw. k) den gartnerischen Ausdruck „Verhärtung“, „Verhärtung“ übernommen hat, der mehr als fragwürdig ist. „Verhärtung“ kann im besten Fall für den Übergang von $g > k$ gelten, nicht aber für den von $j > g$ wo nicht der Grad der Organspannung den Unterschied macht, sondern die Stelle der Lautung, die dorthin verschoben wird, wo ein Verschuß stattfindet.

Der gesamte Vorgang besteht also darin, daß aus dem uneinheitlichen Laut *ij* (*i*-Antritt *j*-Abglitt) ein Doppellaut von gänzlich verschiedenen Lautteilen wird, so daß jetzt wohl nicht mehr von einem „Doppellaut“ gesprochen werden kann. Eine phonographische oder noch besser eine kardiographische Untersuchung allein könnte Aufschluß darüber geben, ob dieses *ek < u*, *ie*, *ok* (über *ou*, *[ox]*) aus o u. ä. in irgendeiner Weise noch diphthongischen Charakter zeigt. Lutta hat, wie seine Herausgeber berichten, mit dem allerfeinsten Ohr beobachtet, aber nur mit dem Ohr.

Das Bergünische vermag Lautfolgen zu bieten, die uns sehr „unsprechbar“ vorkommen, z. B. *elas* *ſięgza* EXCUSAT er entschuldigt sich, *okts* Eier. OVU wird: 1. $o > ok$, 2. auslautendes $v > f$, und 3. zwischen jedem stimmlosen Auslaut und dem daran tretenden Plural-*s* entwickelt sich der Gleitelaut *t*. So auch *avokts* zu APIOLU Bienen. Für die allgemeine Sprachwissenschaft kommen wir zu dem Ergebnis, daß sich aus der Folge Öffner-Schließer-Öffner eine Lautungsfolge von drei bis vier Schließern entwickelt, die immer noch um den einen Schallgipfel der alten Hauptsilbe gelagert sind. Die nächste zu erwartende Stufe ist dann entweder Unterdrückung des einen oder des anderen Lautes aus der Schließerfolge oder Entwicklung neuer Schallgipfel. Z. B. LEPORE wird *okr*; e über *ie > ieu > ioi*, *joi jög*; das Wort muß also zu irgendeiner Zeit **ljögve* gelautet haben. Der *j*-Laut des Triphthongs *jög* verbindet sich dem vorhergehenden *l* und mouilliert es, das *v* ist geschwunden, das auslautende *e* verstummt, das *r*, das nun in den Auslaut trat, wurde stimmlos (*r*) und daher wurde der *g*-Bestandteil des Triphthongs ebenfalls stimmlos. Mit der Öffnung der Stimmbänder

dürfte die Loslösung dieses Bestandteils aus dem Doppellautverhältnis besiegelt sein. Nun hat *tokr* eine Gruppierung der Laute, die entweder zum Verstummen des *r* führen wird, wie im Französischen [kat] = *quatre* oder zur Entwicklung eines neuen Schallgipfels *-kre*. *Qui vivra, verra*.

Es bedarf keines Hinweises, wie viel eine so ausführliche Darstellung für Wortschatz, Kulturstand, Entlehnungsvorgänge darbietet. Es fehlt nur an der letzten Hand, die die Charakteristik der Sprache in stilistischer Beziehung ausgearbeitet hätte. Und so schließt man den schönen Band mit innigem Bedauern, daß dieser Hand die Führung versagen mußte, ehe ihr Werk vollendet war.

EVA SEIFERT, *Die Proparoxytona im Galloromanischen*. Mit einer Sprachkarte. Beiheft 74 zur Zeitschrift f. romanische Philologie. Halle 1923. Niemeyer.

Ein wertvoller Beitrag zur Sprachgeschichte des galloromanischen Gebietes. Auf Grund sorgfältiger Studien wird viel Material systematisch zusammengetragen. Sprachwissenschaftliche Ergebnisse in weiterem Sinne werden allerdings nicht daraus gezogen. So ergäbe sich z. B. eine anregende rhythmische Studie aus dem Nebeneinander der Erscheinungen, die die Verfasserin beobachtet hat, eine Darstellung verschiedener Akzentschichten; der Akzent ist „unbeständig“ (S. 10), wenig bemerkbar, und daher erklären sich merkwürdige Verschiebungen, z. B. *Senevó* aus *CÁNNAPU*. Eine Geschichte des Akzents im Französischen wird solcher Vorarbeiten nicht entraten können.

THEODOR GARTNER, *Ladinische Wörter aus den Dolomitentälern, zusammengestellt und durch eine Sammlung von Hermes Fezzi vermehrt*. Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, Heft 73. Halle 1923. 261 S.

Wenn Meyer-Lübke zu seinem Wörterbuch eine romanische Wörtersammlung nicht aufgearbeitet hat, so ist zur Genüge gekennzeichnet, wie verschollen sie war, wie vollkommen unzugänglich für alle Romanisten. Die Neuherausgabe und Neubearbeitung des grednerischen Wörterbuches ist daher lebhaft zu begrüßen. Eine stattliche Sammlung liegt nun vor uns, die unsere Kenntnis des romanischen Wortschatzes wesentlich erweitert; eine Neuauflage von Meyer-Lübkes Wörterbuch wird gerade in bezug auf das rätoromanische Sprachgut außerordentlichen Zuwachs aufweisen können.

Für die verschiedensten sprachlichen Vorgänge, besonders bei der Entlehnung, finden sich reiche Belege. Z. B. für Mischung von romanischen und germanischen Sprachelementen: *kratsadoia* (Reißen); Adverbialbildung auf *mente* + *-er*: *ovtra mantə r*; Entlehnungen aus dem Deutschen wie *ker* < Gehör (musikalisches Gehör) *pertuck* < Brusttuch (Brustlatz) *reās* < resch (spröde) usw. Die Aufteilung der Wörter auf die Nummern des REW geht nicht immer glatt vor sich. Bei *brama* Rahm schwankt Gartner, ob es zu gall. *CRAMA* oder zu *BRUMĀ* zu stellen ist. Meyer-Lübke stellt friaul. *brume* Rahm zu *BRUMA*. Es scheint hier unmöglich, ein Entweder-Oder anzubringen. Offenbar ist das grednerische Wort eine Kreuzung aus beiden. Bei *bruzziq* kleine Glocke ist es Gartner fraglich, ob es zu 1113 (persisch *birinq* Kupfer) zu stellen sei. Man mag über die Etymologie *BIRING* > it. *bronzo* usw. denken, wie man will, daß aber *bruzziq* zu dieser Gruppe gehört, in der sich venez.

bronzin bergam. bronza „kleine Schelle“ befinden, ist doch zweifellos. tsinling „Sterbeglocke“ aus dt. Züg'nglöckl“ genügt nicht. Eine Schallnachahmung hat eingewirkt usw.

Eine erwünschte Erweiterung des Bandes ist ein deutsch-grednerisches Wörterbuch, das allen Lesern sehr willkommen sein dürfte.

Wien.

Elise Richter.

MAX FREY, *Les Transformations du Vocabulaire Français à l'Époque de la Révolution (1789—1800)*. Paris 1925, Presses Universitaires de France. 296 S.

Der schweizerische Verfasser dieser französischen Doktorthese charakterisiert den Zweck seiner Arbeit folgendermaßen: «On pourra la considérer comme un complément de l'ouvrage de M. Gohin¹⁾ et un supplément de la thèse de M. Ranft²⁾». Es ist natürlich, daß er sich — angesichts der gleichen Zielstellung — vor allem mit Ranfts Buche auseinandersetzt, mit dessen Anlage das seinige begreiflicherweise manches gemein hat, nur daß es auf viel breiterer Grundlage aufgebaut und wohl doppelt so umfangreich ist. Beide geben zuerst eine kritische Einleitung über die benützten Quellen, deren Zahl bei Frey in jeder Hinsicht (zeitgenössische Wörterbücher und Texte, moderne philologische und historische Werke) bedeutend größer erscheint als bei Ranft; dieser schöpft zwar z. B. aus Mirabeaus Reden und Anträgen, die unter den Quellen Freys fehlen, dafür jedoch benützt Frey Desmoulins, Danton, Saint-Just, Vergniaud, Robespierre, Marat, von Guadet und Gensonnet ganz abgesehen; beide berufen sich auf die «Société des Jacobins» und den «Recueil des actes du Comité de Salut public», beide von Aulard herausgegeben, sowie auf den «Moniteur», dagegen findet man nur bei Frey das wichtige «Journal de la Montagne», Babeufs «Tribun du peuple», Marats «Ami du peuple» und andere Zeitungsquellen; Héberts «Père Duchesne» fehlt bei beiden.

Über Ranft hinaus geht Frey auch darin, daß er vor dem lexikalischen Hauptteil ein Kapitel «Tendances dans la formation des néologismes» bietet (S. 19—35) und darin (nach Nyrops und Meyer-Lübkes Lehren) die Wortneubildungen der Revolutionszeit studiert. Es ist dies eine sehr übersichtliche und gewissenhafte Zusammenstellung, die nichts wesentlich Neues oder Überraschendes bringt, jedoch mit Recht ihren Platz in einem solchen Buche beansprucht.

Die Hauptsache in Freys Werk ist der zweite Teil: «Explication des néologismes et des changements de sens», der so wie der Hauptteil bei Ranft als Wörterbuch angelegt ist, aber elf Kapitel (gegenüber vieren bei Ranft) und 1400 Wörter (gegenüber rund 860 bei Ranft) umfaßt. Die Gruppierung dieser 1400 Wörter in Kapitel muß notwendig mehr ins Besondere gehen und Unterabteilungen mit sich bringen. Für den einzelnen Artikel sucht Frey folgende Norm zu befolgen: 1. Angabe des ersten Auftauchens des Wortes. Es liegt auf der Hand, daß solche Angaben zumeist sehr vorsichtig aufzunehmen sind. Immerhin hat Frey unrichtige Datierungen des Dict. gén. z. T. korrigieren können. 2. Historische und kulturelle Kritik des Wortes. 3. Untersuchung der Art der

¹⁾ Les transformations de la langue française pendant la deuxième moitié du XVIII^e siècle (1740—1789), Paris 1903.

²⁾ Der Einfluß der französischen Revolution auf den Wortschatz der französischen Sprache, Darmstadt 1908 (Gieß. Diss.).

Erhaltung des Wortes; bis heute bewahrte sind besonders (*) gekennzeichnet.

Obwohl nun sicherlich Frey für vieles Ranft zu Dank verpflichtet ist und dieser ihm manche wichtige Vorarbeit geleistet hat (vgl. z. B., um nur eines zu nennen, *assignat*, Frey S. 241, Ranft S. 77), so kann man doch nicht umhin, den Einwänden Freys gegen seinen Vorgänger zuzustimmen, er gebe zuviel bloße Statistik und zu wenig Erklärung, berücksichtige die Umgangssprache zu wenig, gebe sich nicht genug mit der Zeit der Direktorialregierung ab und habe die von ihm benützten Wörterbücher zu wenig ausgeschöpft. Das gewaltige Plus von mehr als 500 Wörtern Freys, die man bei Ranft noch nicht antrifft und worunter auch sehr instruktive wie z. B. *réaction*, *meneur*, *drapeau rouge* u. v. a. m. sich befinden¹⁾, erklärt sich natürlich fast durchaus aus dem viel größeren Umfang des von Frey verarbeiteten Materials.

Die Wahl der Belege Freys ist meistens sehr geschickt, auch in dem Sinne, daß sie durch ihre Aufeinanderfolge und Zusammenstellung gleich eine gewisse kulturhistorische Würdigung des betreffenden Wortes ergeben; vgl. z. B. die Artikel *citoyen* (S. 68), *département* (S. 77), *école primaire* (S. 89), *réaction* (S. 103), *drapeau rouge* (S. 111), *vandalisme* (S. 265).

Ohne das Verdienst der Arbeit Ranfts zu schmälern, die trotz der vielfach berechtigten Kritik von Baldensperger, Rev. de phil. franç. 23, 148, und der Einwände Freys auch heute noch ganz gute Dienste leisten kann²⁾, muß man doch feststellen, daß Freys Buch einen gewaltigen Fortschritt in der Kenntnis der französischen Sprache an der Wende des 18. Jahrhunderts und damit, soweit die Revolution dauerndes Sprachgut geschaffen hat, auch der heutigen Sprache mit sich bringen muß.

Wien.

Gustav Rieder.

JOSEPH DELTEIL, *Jeanne d'Arc*. Paris, Grasset, 1925. 259 S.

«Je dédie ce livre d'amour aux âmes simples, aux cœurs fous, aux enfants, aux vierges, aux anges.» Mit dieser Widmung hat der Dichter bewußt sich und sein Werk dem Rahmen und Maßstab der Wirklichkeit entrückt. Die Realität ist für Delteil eine Erfindung des menschlichen Geistes, wie die Maschine und die Waffen des Krieges, sie hat das Weltbild verzerrt und die Natur ihres geheimnisvollen Zaubers entkleidet. Nur die Kinder, die Engel und

¹⁾ Bei Frey fehlen aber z. B. *carmagnole* und *tricoteuse*, die Ranft verzeichnet.

²⁾ Manches Gute enthält z. B. die Einleitung, darunter einiges, woran Frey vorbeiging: Die Reform des Maßsystems, des Geldwesens, Änderungen von Ortsbezeichnungen; immerhin vgl. Frey S. 207, *Mont-Marat*; für *Marat-et-Marseille* (A. France, Les Dieux ont soif, S. 245) findet man aber auch hier keine Erklärung. Schließlich möchte ich auf eine andere Stelle in A. Frances Revolutionsroman verweisen, wo es heißt: «... tous vos jacobins qui veulent nous *envertueuser* et nous *endéificoquer*» (S. 148). Bei der für A. France typischen genauen historischen und auch sprachhistorischen Dokumentierung ist mit Sicherheit anzunehmen, daß es sich hier um zwei Neologismen der Revolutionszeit handle, die er einer Ranft und Frey unzugänglichen Quelle entnommen haben dürfte, denn er selber ist ja in Neubildungen viel mehr rezeptiv als produktiv.

die Dichter vermögen die erhabenen Dinge des Lebens in ihrer Ursprünglichkeit zu schauen. Von diesem Standpunkt eines ästhetischen Subjektivismus aus ist Delteil an das Problem Jeanne d'Arc herantreten. Frei von dem „Trödelkram der Geschichtsforschung“, von dem trockenen Ballast der Chroniken und Prozeßakten und unter Ausschluß aller theologischen Streitfragen will er das Bild der «fille de France» malen. «Pour nous, c'est dans ton berceau, Jeanne, qu'il me plaît de rechercher les signes de ta vie; c'est dans ta naturelle enfance que je place la base et la raison de ta surnaturelle grandeur». So zeigt er sie dem Leser im Stadium der Menschwerdung als kräftigen Säugling, «un peu sale et toute gonflée de vie», in dem sonnendurchfluteten Milieu des lothringischen Bauernhofes; als zwölfjährige Anführerin der Knabenschar von Domrémy, welche das burgundisch gesinnte Nachbardorf mit blutiger Fehde überzieht; als vierzehnjährige Hirtin, der die Heiligen des Himmels als fröhliche Altersgenossinnen in den Zweigen des Mirabellenbaumes erscheinen. Auch am Hofe des Königs, im Trubel des Lagerlebens, im Taumel der Siegesbegeisterung bewahrt Jeanne die Ursprünglichkeit der lothringischen Bauerntochter («de bon sens dans l'exaltation», wie es Michelet nennt), die inmitten der Schlacht von Heimweh nach dem väterlichen Hof gepackt wird, Tränen vergießt, wenn sie Blut fließen sieht, und den Kindern von Orléans Schokoladebonbons (!) austreut. Ihr gesunder Instinkt, ihr unerschütterlicher Glaube an die gerechte Sache Frankreichs sind die Triebfedern ihres Erfolges. Darum mußte ihr Stern sinken, als man ihr Werk nach der Krönung in Reims als getan ansah, als der von ihr vergötterte König sie mit menschlich-begehrenden Augen betrachtete, als die Wirklichkeit mit tausend Polypenarmen dieses Wunderwerk der Natur in den Staub des Alltags zu ziehen suchte. Aber aufrecht geht diese «belle paysanne de France» ihren Leidensweg von Compiègne nach Rouen, und unwirklich-schemenhaft verblassen die Gestalten der Ankläger und Richter vor der leuchtenden Kraft ihrer Unschuld. Und als das Volk vor dem Scheiterhaufen entsetzt auseinanderflieht, weil man eine Heilige verbrannt, — da weint der Dichter, weil es eine Tochter Frankreichs war in der Blüte ihrer 19 Jahre ...

Delteil, der in seinen früheren Werken (Choléra, Les Cinq Sens, Sur le Fleuve Amour) auf den Bahnen eines exzentrischen Superrealismus gewandelt war, hat in seiner Jeanne d'Arc ein stark persönliches Empfinden zum Ausdruck gebracht. «Si j'ai entrepris d'écrire une vie de Jeanne d'Arc, c'est d'abord parce que je l'aime.» So ist sein Werk keine epische Erzählung, sondern ein lyrischer Hymnus geworden, eine Reihe von impressionistischen Bildern zur Verherrlichung der «fille de France». Es ist dem Dichter überraschend gut gelungen, den Eindruck der Unmittelbarkeit des Erlebens hervorzurufen, wie er uns nur durch die ersten Literaturwerke über Jeanne d'Arc, etwa das Ditié der Christine de Pisan von 1429 und die ersten Volkslieder über die Pucelle, vermittelt wird. Wenn auch die Scheu vor jeder kritischen Reflexion den Dichter mitunter zu einem gewissen Snobismus verleitet hat, wie in den derb aufgetragenen Anachronismen und verschiedenen breit ausgemalten, belanglosen Einzelheiten, so müssen wir ihm doch seine ehrliche, nicht von Nationalismus, sondern von Heimatliebe getragene Begeisterung für die Heldin Frankreichs durchaus glauben. Zweifellos ist aus der stark betonten Bodenständigkeit heraus auch der große Erfolg des Buches zu erklären, das trotz

einer von Jean de Pierrefeu eingeleiteten heftigen Pressepolemik am 16. Dezember 1925 den von der Herzogin von Rohan gestifteten Prix Fémina-Vie heureuse davon getragen hat.

Würzburg.

Eduard von Jan.

KARL VOSSLER, *Jean Racine*. 8^o. 189 S. Max Hueber Verlag, München 1926. Preis geh. 6,50 M., geb. 8,50 M.

Es ist, als ob Vossler bei der Abfassung dieses Buches über Racine das Wort von Sainte-Beuve im Sinne gehabt hätte: «Ce qu'il ne faut jamais perdre de vue quand on juge Racine aujourd'hui, c'est la perfection, l'unité et l'harmonie de l'ensemble, ce qui en fait la principale beauté. A prendre les choses isolément et par parties, on se tromperait bientôt; le caractère essentiel échapperait, et l'on prononcerait à côté. Au contraire à bien sentir cette perfection de l'ensemble, cela devient une lumière générale qui réfléchit sur chaque détail et qui l'éclaire . . . L'unité, la beauté de l'ensemble chez Racine se subordonne tout. Dans les moments même de la plus grande passion, la volonté du poète, sans se laisser apercevoir, dirige, domine, gouverne, modère. Il y a le calme de l'âme supérieure et divine, même au travers et au-dessus de tous les pleurs et de toutes les tendresses¹⁾». Und so bemüht er sich um den innersten Kern des menschlichen und dichterischen Wesens von Racine; er will den seelischen Herd spüren lassen, aus dem die Wärme und das Licht strömten, von denen die ringenden und leidenden Menschen seiner Tragödien glühen und leuchten.

Aus dieser Absicht heraus gestaltet er sich einen idealisierten Racine, einen honnête homme edelster klassischer Prägung, einen äußerlich und innerlich geraden und glatten Menschen, in dem nichts Zwiespältiges und Falsches ist, sondern ein ehrliches Verlangen nach Aufrichtigkeit wohnt, einen Menschen der Norm und des bürgerlichen Wirklichkeitssinnes zwar, aber mit einer unberechenbar tiefen Natur. Alle äußerlichen Schlacken, alle sichtbaren oder scheinbaren Widersprüche, alle Schwächen und Eitelkeiten, Ausbrüche von Reizbarkeit, Irrtümer und Vergehen hier und da im Wandel des Lebens — alles Derartige wird als Splitter und Spanwerk behandelt, das abfallen muß, wenn die wahre Gestalt in ihrer Wesenheit und in ihrem Ewigkeitswert aus allen vergänglichen Zufälligkeiten der körperlichen Existenz vor unserem geistigen Auge sich erheben soll. Nicht der Mensch Racine mit seinen Unvollkommenheiten, sondern seine innerste wahrhaftige Menschlichkeit mit der Sehnsucht ihrer besten und höchsten Stunden soll erscheinen, damit das Werk verständlich werde, die Tragödie Racines als „Stimme eines wahrhaftigen Menschen“.

Wenn das die Absicht war, so darf man ihr rückhaltlos zustimmen. Eine Dichtung wie die von Racine fließt aus Tiefen, die unbewegt bleiben von Unruhen der Oberfläche. Dieses Werk ist nicht in Schmerzen sinnlicher und seelischer Leidenschaften geboren, sondern hat sich losgelöst aus jener tiefen, einzigen Leidenschaft, deren Ruhe und Bewegung nur aus ihr selbst stammen, aus der Leidenschaft des künstlerischen Genies. Mit vollem Recht hat sich Vossler nur um die Erkenntnis des menschlich-dichterischen Wesens von Racine, um den Kern seiner Kraft, um die Kraft, aus der das Bleibende und Ewige seines Wirkens hervorgegangen

¹⁾ *Port-Royal*, 4^e édition, 1878, t. VI, S. 117f.

ist, gekümmert. Aber es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß die Abhobelung von Splittern und Spänen etwas weniger resolut vor sich gegangen, daß die Herausarbeitung des schöpferischen Kerns in eingehenderer, strengerer Untersuchung der Dokumente und kritischer Erörterung der psychologischen und künstlerischen Probleme erfolgt wäre.

Auch bleibt die Frage offen, ob dieser ideale, idealisierte Racine wirklich der ganze, der wahre Racine ist.

Vossler rechnet Racine zu den großen ethisch-religiös ergriffenen Dichtern, wie Dante, Milton, Goethe, und muß daher auf seine enge Verwandtschaft mit den Männern und Frauen von Port-Royal größtes Gewicht legen. Stärker vielleicht als die meisten Racineforscher vor ihm hat er die religiöse Note im Fühlen und Gestalten des Dichters betont. Er spricht von der Kraft der Innerlichkeit und Innenschau gottähnlicher Menschen, in denen ein Hauch von alter religiöser Weihe, eine seeliche Innerlichkeit und Erinnerung an die Gotteskindschaft und ewige Würde des Menschen walte (S. 69). Aber ob wirklich die religiöse Stimmung in der Seele Racines so innig und fest war, ob wirklich seine Gestalten in solchem Maße fromm durchleuchtet sind, wie Vossler es an manchen Stellen seines Buches haben will, geht mit zwingender Gewalt wohl kaum aus seinen Ausführungen hervor. Es ist sehr wohl möglich, daß das christlich-jansenistische Element in ihm selbst und in seinen Werken viel schwächer ist, als Vossler behauptet. Die Bemerkungen z. B., mit denen Racine in Port-Royal die Lebensbeschreibungen des Plutarch im Sinne der jansenistischen Sünden- und Gnadenlehre versehen hat, brauchen durchaus nicht zu erweisen, daß ihm „der religiöse Determinismus in der Seele lag“ (S. 155), sondern sind vielleicht nur Beispiele für die gewissenhafte Willfährigkeit des Schülers, der Gedanken seiner Lehrer in seine Lektüre hineinträgt, ohne tiefere eigene Ergriffenheit, auch in Fällen, wo es gar nicht paßt.

Mit der grundlegenden Einstellung Vosslers hängt es zusammen, daß er in Racine nicht so sehr den „Sänger der Leidenschaften“ als den Dichter des Verzichts erblickt, in dessen Welt die Geschlechtsliebe nur als das natürliche Verhängnis dargestellt, der Verzicht und die Entsagung aber als die geistige Bestimmung der Menschheit gefeiert werden. Getragen von dieser Vorstellung sieht er eine fortschreitende Klärung und zunehmende Vergeistigung in den Tragödien, bis in den letzten und reinsten Dichtungen der religiöse Gedanke des Verzichts und des Opfers allein übrig bleibe. Ja, das eigentliche kunstkritische Problem der Tragödie Racines bestehe in der Frage, wie sich die innerliche Selbstbesinnung als der Antrieb und die Inspiration der Dichtung mit ihrem dramatischen Gegenstand, dem Mißerfolg, vertrage; mit anderen Worten, in welchem Sinne man in den einzelnen Tragödien von Verzicht sprechen könne (S. 72).

Aber auch dieser gewiß originelle und fruchtbare Gedanke wird eigentlich nicht, wie man erwarten sollte, in systematischer Untersuchung, planmäßig und beweiskräftig durchgeführt. Man kann höchstens sagen, daß viele Bemerkungen, die Vossler zu den Tragödien im einzelnen oder über die Kunst Racines im allgemeinen macht, im Sinne dieses Gedankens gehalten sind, was nicht verhindert, daß andere Einfälle und Überlegungen sich vordrängen, sich um ihn schlingen und ihn überwuchern. Man hätte erwarten können, daß nach der Ankündigung auf S. 72 die Darstellung in

konsequenterem Maße die Auswirkung dieses Verzichtmotivs im Gesamtwerk des Dichters, seine wechselnde Bedeutung für Aussehen und Sinn der verschiedenen Tragödien bis zu seinem fast völligen Verschwinden nachgewiesen hätte.

Die Wertung Racines durch Vossler kommt von innen her, aus dem Zentrum der tief erfaßten Persönlichkeit des Dichters. Von da aus werden Sinn, Geist und — bis zu einem gewissen Grade — Form seines Werkes bestrahlt. Diese Einstellung verleiht dem Buche seinen eigentlichen Wert. Aber sie verhindert nicht eine gewisse Einseitigkeit und Willkür in der Art, wie nun die Beurteilung im einzelnen erfolgt. Racine und seine Tragödien sind wie mit einem Scheinwerfer beleuchtet, der aus seinem Feuerkern heraus, mit seinem Licht über sie hinspielt. So kommt es, daß manche Teile in hellem Schein gezeigt werden, während andere in Halbdunkel und Dunkel bleiben. Aber die im Dunkleren bleibenden Teile sind vielleicht auch nicht minder charakteristisch für die geistige und künstlerische Verfassung dieser Dichtung. Und die beleuchteten Teile stehen vielleicht in einem Licht, das sie in solcher Stärke nicht recht vertragen.

Dieses sehr persönliche Verfahren hat seine eigenen Reize: es erlaubt dem Leser die Originalität und glückliche Formulierung so mancher Eindrücke und Urteile zu bewundern, aber es hat den Nachteil, daß es — auch wegen der fragmentarischen und aphoristischen Art einzelner Kapitel — nicht immer überzeugend wirkt. Doch wirkt es in jedem Falle höchst anregend: es zwingt den selbständigen Leser zu Nachprüfung und Nachdenklichkeit und schafft wissenschaftliche wie ästhetische Erregung, indem es ihn zu Ergänzungen, Aus- und Umgestaltungen der vorgetragenen Meinungen und auch zu Widersprüchen gegen sie unablässig reizt.

Wien.

Walther Kuchler.

RODOLPHE PALGEN, *Villiers de l'Isle-Adam, auteur dramatique.*
Etude critique. Paris, Librairie ancienne Honoré Champion,
1925. — 95 S.

Villiers de l'Isle-Adam, der katholische Edelmann aus der Bretagne, ist ein Romantiker vom reinsten Wasser, ein verträumter Idealist, der in die Zeit der Mittelmäßigkeit, des Realismus und der Parnassiens verschlagen wurde. Daher wurde er von seiner Zeit, die ihn anwiderte, zu seiner Erbitterung nicht recht verstanden. Erst die Neuromantik konnte ihm gerecht werden. So fand er 1910, zwei Jahrzehnte nach seinem Tode, in de Rougemont einen gerechten Beurteiler, der sein Leben und Werk in einer Sonderschrift gründlich behandelte.

Palgen hat sich in der vorliegenden Arbeit das beschränktere Ziel gesetzt, seine Dramen auf ihren geistigen Gehalt und ihren dramatischen Wert zu untersuchen. Er ist dabei von anfänglicher Bewunderung zu einer starken Enttäuschung gekommen. Ein schroffer Gegensatz zieht sich als doppeltes Leitmotiv durch alle Werke des Dichters: der Ekel vor dem im Stoff verhafteten Leben der Masse, der Philister, der Mittelmäßigkeit, überhaupt der gemeinen Welt, und dem gegenüber das reine Streben nach einem jenseitigen Ziel, einem Leben im Geiste und in der Anbetung der geheimnisvoll ewigen Wahrheit. Aus diesem Gegensatz entwickelt Palgen in eingehender Untersuchung der vier Hauptdramen des Dichters die wenigen Vorzüge und die vielen Mängel seiner drama-

tischen Leistung. Erhabenheit des gedanklichen Gehalts, prachtvolle Lyrik, die sich in wundervollen Prosahymnen hemmungslos ergießt, stehen neben der Unfähigkeit, wahre Menschen zu zeichnen, das Leben selbst darzustellen, dramatische Wirkungen zu erzielen. Der Verfasser spricht dem Dichter Ideen, Geschmack, Talent, Beobachtungsgabe und Einbildungskraft völlig ab. Er glaubt dadurch den Weg freizumachen zu einer rechten Würdigung seiner eigentlichen Schöpfergabe, die ganz in seiner Lyrik beruhe. Freilich ist davon in dem Buche, das der kritiklosen Bewunderung seiner Anhänger entgegenzutreten will, nicht viel die Rede.

Da Villiers wesentlich Lyriker ist, kann er keine Charaktere schaffen. Seine Menschen verkörpern immer nur seine zwei Ideen; sie sind entweder niedrige Materialisten oder erhabene Idealisten. Zwischen beiden gibt es keinen gemeinsamen Boden des Verständnisses; daher fehlt jede Möglichkeit zu eigentlich dramatischer Bewegung, die einen Kampf auf derselben Ebene voraussetzt. Der Zuschauer fühlt sich abgestoßen von der kalten Größe jener Edelgestalten, die nur die Ideale des Dichters verkünden, die Prediger ohne Fleisch und Blut sind, und möchte eher den über Gebühr herabgesetzten Vertretern menschlicher Schwäche und Mittelmäßigkeit seine Teilnahme schenken. So steht häufig willense Träumerei an Stelle der Tat, eine Abhandlung an Stelle der Handlung. Der Dichter redet selbst, statt hinter seinen Personen zu verschwinden, er ist subjektiv statt objektiv, wie es der Dramatiker sein müßte.

Palgen behandelt auch die Einflüsse fremder Dichter und Denker auf die Gedankenwelt des Dichters und auf einzelne Auftritte. Zweifellos ist Victor Hugos Einfluß auf Villiers sehr groß. Die vielen Stellen, an denen das im einzelnen aufgezeigt wird, sind besonders auch durch den Nachweis der Verschiedenheit beider Dichter sehr lehrreich: Hugo ist bei weitem realistischer als der einseitige Träumer Villiers. Ich möchte noch den streng aristokratischen Grundzug bei Villiers dem demokratischen bei Hugo gegenüberstellen. Im einzelnen ist sicher auch Maître Janus im „Axel“ den vielen ähnlichen Gestalten Hugos nachgebildet, die alles wissen, alles voraussehen und in ihren Stücken die allmächtige Vorsehung spielen: Simon Renard in „Marie Tudor“, Homodei im „Angelo“, Salluste im „Ruy Blas“ u. a. m. (Varney, Saltabadil, Gubetta, Guanhumara). Die Gleichung Axel-Faust, die schon vor Palgen aufgestellt worden ist, muß man cum grano salis nehmen; Wagners Einfluß hat sich dazwischen geschoben.

Der Verfasser will Villiers mit der Maske des Dramaturgen auch die des Philosophen vom Gesichte reißen und läßt nur den Lyriker gelten. Da möchte man den Dichter doch etwas in Schutz nehmen. Wenn Villiers sagt: «Si, par impossible, tu pouvais un moment embrasser l'omnivision du monde, ce serait encore une illusion l'instant d'après, puisque l'univers change», so ist das kein falsch verstandener Kant, wie Palgen meint, und auch nicht aus dem Grunde, den er anführt, daß diese omnivision schon theoretisch unmöglich sei. Das hat ja Villiers mit dem Wort «par impossible» zugegeben, und für einen allgegenwärtigen Gott wäre sie theoretisch sehr wohl möglich. Sondern nach Kant ist schon die Behauptung «l'univers change» unmöglich, da wir nach ihm vom Ding an sich überhaupt nichts aussagen können, auch nicht seine Veränderlichkeit. Vielmehr sehe ich in Villiers' Bemerkung mehr den Einfluß Hegels, den Palgen wohl zu wenig berücksichtigt.

Im übrigen aber ist der Verfasser sehr gut auch über das deutsche Schrifttum unterrichtet. Seine Arbeit ist tiefgründig, umsichtig und verrät einen weiten Gesichtskreis.

Dresden.

Wolfgang Martini.

VICTOR KLEMPERER, *Geschichte der französischen Literatur*. Bd. V, Die französische Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart. 1: Die Romantik. (Mit zwei Bildnissen in Kupferdruck.) Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1925. 2 Bll. + 288 S. — Bd. V, 2: Der Positivismus. 1926. 247 S. Geh. je M. 10, geb. M. 12.

Als der Teubnersche Verlag vor mehreren Jahren für eine geplante mehrbändige Geschichte der französischen Literatur Herausgeber und Mitarbeiter suchte, erbot sich Klemperer mutig, sie allein zu verfassen. Als erste Probe ist nun der vorliegende Band herausgekommen. Ein abschließendes Urteil wird sich erst bilden lassen, wenn das ganze Werk fertig ist. Erst dann wird sich (von Kleinigkeiten wie der Auswahl der Literaturverweise abgesehen) auch beurteilen lassen, ob und wie die Absicht Klemperers, Literaturgeschichte als Geschichte nationaler Ideale zu schreiben, in der Praxis durchgeführt ist und sich bewährt hat, ob Bedenken, die jetzt vor der dadurch beeinflussten Raum- und Akzentverteilung, Deutung und Bewertung aufsteigen, entkräftet werden oder sich bestätigen, ob der von ihm eingenommene Standpunkt mehr Gewinn oder Nachteile hat. Nur zögernd knüpfe ich im folgenden an eine kurze Inhaltsübersicht ein paar vorläufige Bemerkungen, die sich bei der Lektüre aufdrängten.

Der erste Band zerfällt in zwei Teile: I. Wege zur Romantik, II. Die Romantik. Den Anfang macht ein Kapitel über Bonaparte-Napoleon, der nicht nur in seinem unmittelbaren Zusammenhang mit der Literatur (Stil der Proklamationen usw.) und dem Einfluß seiner Persönlichkeit und Taten gewürdigt wird, sondern auch in seiner Gesamterscheinung, die Klemperer der eines Corneilleschen Helden vergleicht und die ihm alle wesentlichen Themen des 19. Jahrhunderts anzuschlagen scheint, ja in welcher er darüber hinaus den umfassendsten Ausdruck, „die zusammengefaltete Gesamtidée des auf Raum und Zeit verteilten Körpers Frankreich“ zu entdecken glaubt. Schon hier an der Schwelle erhebt sich das erste Fragezeichen. Napoleon derart zu charakterisieren ist nur möglich, wenn man so überspitzt wie Klemperer das staatlich, machtsstaatlich Gerichtetsein als den entscheidenden Grundtrieb französischen Wesens anspricht. Aber selbst wenn diese Prämisse plausibler wäre, würden angesichts der nicht französischen Abstammung Napoleons Zweifel bleiben, welche der mir nicht ganz verständliche Satz S. 4 eher vertieft als beschwichtigt: „Es ist gut, und für den ausgedehnten Mittelraum des in diesem Band zu betrachtenden Literaturverlaufs ungemein nötig, auf die physische Unerklärlichkeit, auf das rein Geistige und das Wunderbare dieses Faktums hinzuweisen.“ Kap. II bringt Streifzüge durch die Empireliteratur; daß die Mehrzahl der darin behandelten Erscheinungen den Ober-titel: Wege zur Romantik dementiert, war unvermeidlich. Kap. III behandelt als Vorläufer und Beginner der Romantik Frau von Stael, Constant, Chateaubriand und Senancourt, denen die beiden Theoretiker der Gegenrevolution, Bonald und Joseph de Maistre angereicht sind. Ein IV. Kapitel, Eigenart der französischen Romantik, das den ersten Teil beschließt, läßt besonders deutlich

ermessen, wie stark für Klemperer allmählich die Versuchung geworden ist, historisch Gegebenes in das Schema von zunächst bestechend klingenden Formeln zu zwingen¹⁾. Man kennt von einer früheren Studie her (Festschrift für Vossler 1922) seine Behauptung, daß die französische Romantik eigentlich gar nicht Romantik sei, weil ihr die sehnstüchtig schweifende Bewegtheit, der Wille zu völliger Entgrenzung fehle. Darin steckt ein richtiger Kern. Aber sein Wahrheitsgehalt kann durch Forcierung und Verallgemeinerung nicht gesteigert werden. Und wer ein synthetisches Bild vom Wesen französischer Dichtung zwischen 1820 und 1850 auf der Frage aufbaut, ob sie die Entgrenzung meidet oder aufsucht, läuft Gefahr, einer Konstruktion zuliebe eine unendlich komplizierte, bunte, an Nuancen reiche Realität zu verflüchtigen. Daher denn auch der abstrakte, mehr raisonnierende und spekulierende als beschreibende, analysierende, erklärende Charakter dieser und so vieler anderer Seiten.

Im zweiten Teil löst sich die Darstellung noch fühlbarer als im ersten in Einzelporträts auf. An der Spitze steht V. Hugo. Kap. II Frühromantik behandelt Nodier, Lamartine, Béranger, Barbier und Scribe. Das nächste Kapitel „Vollromantik“ umfaßt den älteren Dumas, Vigny, Gautier und Musset. Das vierte, Romantik im Umbau betitelt, umfaßt Thierry, Guizot, Michelet, dann Ballanche, Lamennais, den Sozialutopismus und Comte, dann Balzac, Sue, G. Sand, Stendhal, Mérimée und Baudelaire. Wie seltsam diese Gruppierung anmutet, hat Klemperer selbst empfunden. Aber das Anstößige daran ist keineswegs, wie er zu meinen scheint, die Gliederung an sich und die Vernachlässigung der Chronologie. Tatsächlich lassen sich drei solche Stufen unterscheiden, die sich nicht in sauber getrenntem Nacheinander folgen, sondern ineinander überfließen, mindestens die beiden letzten. Aber der Ausdruck Frühromantik hat sich in einem bestimmten Sinn eingebürgert, an dem man nicht rütteln sollte, er bezeichnet eine zeitlich umgrenzte, ästhetisch definierte Phase, in die Nodier und der junge Lamartine gehören, mit der aber weder Béranger und Barbier, noch gar Scribe verbunden sind. Und daß unter den vielen, die am Umbau der Romantik beteiligt sein sollen, gerade Vigny und Gautier nicht figurieren, die man neben Balzac und Stendhal am ehesten hier erwarten würde, befremdet ebenso wie Baudelaire als Schlußstein, ohne daß Klemperers Verteidigung überzeugte.

Auf Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen und wäre auch nicht angebracht, da es Klemperer weniger darauf ankommt, den dichterischen und künstlerischen Besonderheiten eines Werks bis auf den Grund nachzuforschen, als vielmehr Betrachtungen

¹⁾ Das Verfahren Klemperers, auf den er sich wiederholt beruft, hat offenbar Eduard Schön im Auge, wenn er in einer übrigens sehr anregenden programmatischen Schrift (Sinn und Form einer Kulturkunde im französischen Unterricht, Teubner 1925, S. 43) den folgenden, beunruhigende Perspektiven öffnenden Satz schreibt: „Die Wendung zum Aktivistischen . . . verlangt, daß das Franzosentum auch in zugespitzten Formeln, gleichsam verwendbar, verfügbar deutschen Jungen zur Hand liege.“ — [Korr.-Anmerkung: Erst nachträglich sind mir die Äußerungen zu Gesicht gekommen, in denen Klemperer selbst sich gegen Schön wendet (diese Zs. 1925, S. 437ff.); aber ob er die Verantwortung ablehnt, scheint mir fraglich].

über die Dichter zu geben, häufig kluge, häufig geistreich pointierte, immer stark subjektiv gefärbte. Daß ein Unternehmen wie das seine nicht ohne energische Großzügigkeit zu bewältigen ist, versteht sich von selbst. Nur darf man sich fragen, ob sich nicht trotzdem etwas mehr Konkretisierung, Intensität, Dichtigkeit hätte erreichen lassen — zumal da Klemperer sich nicht ungern auf Seitensprünge, auf Diskussionen und Polemiken auch über unerheblichere Punkte einläßt. Das Polemisieren spielt eine auffallend große Rolle. Das mag z. T. daher rühren, daß sein reg entwickelter Widerspruchsgeist und eine gewisse Scheu, sich in ausgetretenen Gleisen zu bewegen, ihn dazu reizen, die Dinge um jeden Preis anders sehen zu wollen, als sie bisher gesehen wurden. Oft hat man aber auch den Eindruck, als wäre das fortwährende Anknüpfen an fremde Äußerungen (Lanson, Strowski, Saitschick usw.), um sie zu korrigieren, die Spur einer besonderen geistigen Technik, als müßte er, um die Arbeit vorwärts zu treiben und im Fluß zu erhalten, auf Schritt und Tritt Opponenten suchen oder, wo keine zu finden sind, ein Phantom aufstellen, gegen das er fechten kann.

Diese paar Randglossen mögen für den Augenblick genügen. Dem Urteil über das Gesamtbild der französischen Literatur, das Klemperer aufrollen wird, soll damit, wie gesagt, nicht vorgegriffen werden.

Auf die soeben erschienene Fortsetzung des Werkes sei vorläufig kurz aufmerksam gemacht. Das Gegenstück zum einleitenden Napoleon-Kapitel von V, 1 bildet hier ein Kapitel über Taine und Renan als die beiden geistigen Führer, deren Betrachtung ermöglichen soll, die Epoche „zuerst in der lebendigen Einheit“ von einzelnen Menschen zu erfassen (von ihnen sind auch Portraits in Kupfertiefdruck beigegeben). Das folgende Kapitel behandelt die erzählende Prosa, ausführlicher Flaubert, die Goncourt, Zola, Maupassant, Daudet, France, knapper, z. T. nebenbei und nur gestreift Murger, Tillier, Fromentin, Ferd. Fabre und Feuillet. Kap. 3 behandelt das Drama, an der Spitze Ponsard, besonders seine Ch. Corday-Tragödie, Augier, Dumas fils, Sardou, Pailleron, Becque und Labiche, dazu noch Meilhac und Halévy, die als Librettisten Offenbachs die „musikalisch-lyrische Verherrlichung des Materialismus“ gebracht haben. In Kap. 4 sind neben Laprade, Bouilhet, den kleineren Parnassiern und am Schluß Coppée und Richepin als die Lyriker der Zeit Leconte de Lisle, Banville, Sully Prudhomme und Herédia zusammengestellt. Gegen die Überschrift des Bandes (um diesen einen Punkt herauszugreifen) erheben sich Bedenken. Was Klemperer über die Schiefeit und Verschwommenheit der Termini Realismus und Naturalismus sagt (vgl. S. 99: der Begriff Naturalismus, der eine Weltanschauung umfaßt, wird entstellt und verwässert, wenn man ihn als Komparativ des Begriffs Realismus gebraucht, und noch größer wird die Verwirrung, wenn man als Superlativ das Wort Verismus gebraucht) und was er darüber schon auf den ersten Seiten seiner „Modernen französischen Prosa“ gesagt hatte, trifft gewiß im ganzen zu. Aber die Ausdrücke sind nicht schiefer und unklarer als die übrigen, mit denen wir uns in der Literaturgeschichte behelfen müssen, Romantik, Klassizismus, Renaissance, Gotik, Rokoko (das Klemperer gerne zur Charakterisierung von Renan gebraucht), und die alle uns zur Verzeigerung treiben würden, wenn sie nicht mit der Einbürgerung allmählich einen über die

etymologische Zufallsbedeutung hinausreichenden und einigermaßen fixierten und umgrenzten Sinn bekommen hätten. Und wie unglücklich auch der Ausdruck Realismus zur Bezeichnung einer bestimmten Epoche und der gesamten die Romantik ablösenden Literatur ist, so scheint mir doch fraglich, ob gerade der Ausdruck Positivismus einen tauglicheren Ersatz darstellt, ob er weniger in die Irre führt, ob sich nicht gegen ihn mindestens ebensoviel und ebenso Gewichtiges einwenden läßt.

Freiburg i. B.

H. Heiss.

E. KAERGER, *Französisch für Kaufleute* (Handelskorrespondenz und Handelskunde). Nach „Englisch für Kaufleute“ von Karl Blättner. Berlin 1925. 8^o. 454 S. (In Langenscheidts Handbücher der Handelskorrespondenz.)

Dieses Handbuch ist eine Übertragung des im gleichen Verlage erschienenen Werkes „Englisch für Kaufleute“ ins Französische. Verf. hat sich „bemüht, bei enger Anlehnung an den Text der englischen Ausgabe alle Besonderheiten des französischen Handels- und Rechtsgebrauches weitgehend zu berücksichtigen“. Verf. scheint aber doch mit dem heutigen französischen Rechtsgebrauch nicht genügend vertraut zu sein, was um so bedauerlicher ist, als gerade dadurch das sonst in vieler Beziehung nützliche Buch eben doch nicht auf der Höhe der Zeit steht. Zwei Beispiele für meine Behauptung:

1. In dem Sachregister am Ende des Buches findet sich der Ausdruck „*Handelsregister*“ mit dem Verweis auf S. 4. Aber weder auf S. 4 noch an irgendeiner anderen Stelle des Buches, wo von „*französischer Handelskunde*“ gesprochen wird, ist von einem Handelsregister die Rede, was aus folgendem Grunde sonderbar ist. Früher gab es nämlich in Frankreich kein „*Handelsregister*“. Aus diesem Grunde scheint Verf. mit keiner Silbe davon zu reden — obwohl andererseits gerade das Nichtvorhandensein eines Handelsregisters in Frankreich im Gegensatz zum deutschen Rechtsbrauch zu einer Bemerkung wenigstens Anlaß geben könnte — und der Ausdruck Handelsregister samt Seitenangabe ist also offenkundig nur in allzu „enger Anlehnung an den Text der englischen Ausgabe“ (wo die Sache stimmt) ins Sachregister geraten. Nun gibt es aber tatsächlich seit einigen Jahren ein Handelsregister in Frankreich; denn mit Gesetz vom 18. März 1919 ist dort ein „*Registre du commerce*“ eingeführt worden. Vgl. darüber Loi du 18 mars 1919 tendant à la création d'un registre du commerce (Journal off. 19 mars 1919). Der genaue Wortlaut des Gesetzes findet sich bei Paul Colin, *Codes et Lois pour la France, l'Algérie et les Colonies*. 20^e éd. Paris. 1925. gr-8^o. 2143 + 90 p.

2. In dem Abschnitt über die Handelsgesellschaften fehlt die „*société à responsabilité limitée*“ = Ges. m. b. H. Ursprünglich 1856 in Frankreich zugelassen, ist sie mit Gesetz vom 24. Juli 1867 wieder aufgehoben worden. Aber — und das ist dem Verf. eben wieder entgangen — seit 7. März 1925 existiert sie wieder in Frankreich. Vgl. über das Gesetz samt dazugehörigem Kommentar F. Chapsal, *Des sociétés à responsabilité limitée. Leur régime d'après la loi du 7 mars 1925*. Paris (Payot) 1925. 8^o. 126 p.

Wien.

Joseph Huber.

España. Estudio geográfico, político, histórico, científico, literario, artístico y monumental. Barcelona, Hijos de J. Espasa. Madrid, Calpe [1925]. 4^o. XXXII — 1524 S.

Das Werk „España“ bildet den 21. Band der von dem Verlag Espasa herausgegebenen Enciclopedia. Von dieser liegen bisher 50 Bände vor, bis zum Buchstaben R reichend. Der Abschluß des Werkes steht nahe bevor.

Die Veröffentlichung der Enciclopedia Espasa stellt nicht nur für den spanischen Büchermarkt, der sich bekanntlich seit den Kriegsjahren in außerordentlich erfreulicher Weise entwickelt hat, sondern auch auf dem Gebiet der enzyklopädischen Publikationen einen großen Fortschritt dar. Die Herausgeber haben unter Auswertung der bekannten Nachschlagewerke und peinlicher Berücksichtigung der Entwicklung von Wirtschaft und Kultur sowie der Fortschritte auf dem Gebiet der Forschung und unter besonderer Rücksichtnahme auf die Verhältnisse in den Ländern spanischer Zunge ein allgemeines Nachschlagewerk geschaffen, das die aufmerksame Beachtung aller Länder verdient und Spanien zu großer Ehre gereicht. Die Ausstattung der Bände ist glänzend. Seine Mitarbeiter hat der Verlag aus den Kreisen spanischer Sachverständiger genommen und dabei, soweit ich die Dinge beurteilen kann, im allgemeinen eine gute Auswahl getroffen. Ausgezeichnet ist z. B. der Artikel Fonética, aus dem wir einen vollständigen Überblick über die Methoden und die allmählichen Fortschritte der phonetischen Forschung gewinnen. Nicht weniger beachtenswert ist der Aufsatz über die Geschichte der in Spanien gesprochenen Idiome (im Band España S. 413—450, mit mehreren Karten). Der Gesamtüberblick über die Literaturen der spanischen Länder (ebendort S. 1408—1506) setzt ergänzende Informationen in den besonderen Abschnitten anderer Bände, die der Entwicklung der einzelnen literarischen Gattungen sowie den einzelnen Autoren gewidmet sind, voraus. Manche von diesen zumeist sehr umfangreichen Biographien sind vollkommener als die irgendeiner „Literaturgeschichte“; beispielsweise die Aufsätze über Guimerá, Pin i Soler und sicher noch viele andere. Reich an Daten ist der Aufsatz über spanische Volkskunde (Band España S. 450—507); nur hätte man eine weitergehende Berücksichtigung der in Spanien so arg vernachlässigten Gegenstandskultur gewünscht. Einen großen Raum nimmt in dem Bande España die Darstellung der spanischen politischen Geschichte (mit einer vorzüglich orientierenden Einleitung über die Ergebnisse der jüngsten prähistorischen Forschungen auf der Halbinsel) und Kulturgeschichte ein (S. 835—1060). Mit besonderer Freude und großem Nutzen wird der Philologe schließlich die Abschnitte lesen, die den etwas ferner liegenden Gebieten gewidmet sind, die zusammenfassenden Darstellungen der Geographie, der Wirtschaft, der politischen Entwicklung, des Rechts und der Kunstgeschichte Spaniens.

Ein kurzer Überblick möge zeigen, wie in dem Bande España die Stoffe verteilt sind: I. España física (S. 5—164), II. España económica (S. 165—374), III. España política (S. 375—784), IV. Derecho (S. 785—834), V. Arqueología e historia (S. 835—1060), VI. Cultura: ciencias y artes (S. 1061—1524). Die einzelnen Abschnitte sind reich durch Karten, Bilder usw. illustriert und mit Bibliographien versehen. Unbefriedigend ist die Bibliographie zu dem Abschnitt Filología ausgefallen (S. 1510—1511).

Bei der sicher zu erwartenden Neuauflage des Bandes wünschen

wir uns einen ausführlichen Sach- und Personenindex. Auch die Angabe der Verfasser der einzelnen Aufsätze wäre willkommen.

Bis dahin sei der vor uns liegende Band, der die umfassendste Darstellung von der Entwicklung Spaniens bietet, nicht nur unseren größeren Bibliotheken, die auf die gesamte Enciclopedia kaum verzichten können, sondern auch unseren Seminaren und Lehrern zur Anschaffung und eifriger Benutzung bestens empfohlen.

Hamburg.

F. Krüger.

FRITZ KRÜGER, *Die Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete*. Hamburger Universitäts: Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde, Band 20 (Reihe B, Bd. 11). Hamburg 1925. 323 S., 23 Abbildungen im Text, 26 Tafeln, 1 Übersichtskarte.

Dieses mit geradezu fürstlichem Aufwand gedruckte, in jeder Hinsicht gediegene Werk zeigt den Verfasser, der seit vielen Jahren Spezialist für die Sprache des spanischen Nordwestens ist, der sich aber bisher vorwiegend mit der lautlichen Entwicklung dieser Dialekte beschäftigt hatte („Studien zur Lautgeschichte westspanischer Mundarten“ 1914), von einer neuen Seite: nachdem er dem Sprachlichen von Sanabria zuerst sein Augenmerk geschenkt („El dialecto de S. Ciprián de Sanabria“, Beiheft 4 zur *Revista de filología española*, 1923), gibt er uns die Darstellung der Gegenstandskultur dieses leonesischen Gebirgswinkels, dessen Orte ein ziemlich in sich selbst eingesponnenes Dasein führen, sich gegen Neuzeitliches wehren (wobei aber natürlich Beziehungen zu den Nachbargebieten Galizien und Nordportugal doch sichtbar werden), als Resultat einer oft beschwerlichen, in tiefem Winter und zu Fuß unternommenen Reisen. Krüger ist einer unserer deutschen Wanderromanisten (vom Schlage M. L. Wagners, G. Rohlf's), die den Schweizern und Österreichern Schouernmeyer, Gartner usw. nicht nachstehen, jener Gelehrten, die neues Primärmaterial auf der Scholle auflesen und aufgraben, um es selbst wissenschaftlich zu verarbeiten oder andern das gleiche zu ermöglichen. Das vorliegende Werk läßt sich am ehesten mit M. L. Wagners prächtigem Buch „Das ländliche Leben Sardiniens im Spiegel der Sprache“ (Beiheft zu „Wörter und Sachen“ 1921) vergleichen: wie dieses versucht es ein *Totalbild* einer relativ archaisch gebliebenen Gegenstandskultur, nicht, wie bisher beliebt war, die Terminologie einer einzelnen Verrichtung, eines Gewerbes oder einer Technik in der ganzen Romania zu geben; nicht das Mahlen oder Spinnen, sondern die Kultur *einer* Gegend in ihrer Gänze ist Subjekt dieser Forschung: nach einer ausführlich in die geographischen, klimatischen und wirtschaftlichen Bedingungen Sanabrias und seiner Nachbargebiete einführenden Einleitung ziehen die einzelnen „Erscheinungsformen“ der Kultur Sanabrias (das Haus, der Hausrat, das Gehöft; Mahlen und Backen, Weide und Feld, Viehzucht, Landwirtschaft, Flachsbereitung, Spinnen, Weben, Walken, Tracht) an uns vorbei. Es fehlt leider ein bei Wagner vorhandenes, an eine bekannte Arbeit Gauchats anknüpfendes Kapitel „Die Trilogie des Lebens“, das die Bräuche bei Geburt, Hochzeit und Tod behandelte, es fehlt auch die Behandlung des eigentlichen Folklore, der Formen volkstümlichen Aberglaubens. Künftige Monographien könnten vielleicht über die „Gegenstands“-Kultur hinausgehen und auf die *geistige* Ausprägung der Eigenart eines Kulturgebiets und deren Deutung mehr Liebe verwenden (der Abschnitt „Geistiges Leben“

bei Krüger, der übrigens bloß vom Schulbesuch spricht, umfaßt nur zehn Zeilen!). Daß Krüger alle sprachlichen Probleme, die die Namengebung volkstümlicher Fähigkeiten und Werkzeuge uns zur Lösung aufgibt, trefflich löst, ist bei ihm selbstverständlich — schon die Proben des Scharfsinns im Durchdringen eines Wortgeflechts wie *šišugeiro* und *teriwēla*, die Krüger in Rev. d. fil. esp. 10, 153ff. gegeben hatte, ließen Bestes erwarten — und kommt in der lichtvollen Sonderung der Typen *medulla*, *modiolu* (*med-*), *medianu* „Durchmesser des Rads“ S. 215ff. zu schönster Geltung. In weiteren Studien gedenkt der Verf. die allgemeinen Ergebnisse der vorliegenden Arbeit und die Gesamtdarstellung der Sprache Sanabrias zu bieten. Von größtem Interesse sind schon jetzt die Zusammenstellungen der religiös getönten, aber formalisierten Grußformen S. 31f., der Zurufe an das Vieh S. 167ff., andererseits die Feststellung S. 26, daß der Verkehr auf der großen Hauptverkehrsstraße (*carretera*) die Nachbarschaft kaum erfaßt und überhaupt der Eigencharakter der einzelnen Siedlungen sich gleichsam trotziger gegen den von Nachbarorten wehrt.

Hier nur einige Bemerkungen über etymologische Fragen, die Krüger berührt: S. 79 Mit S. Cipr. *candongga* «schornsteinartiger Aufbau», Astorga «eine Art Wetterfahne auf dem Schornstein, die den Rauch abziehen läßt» vgl. *candongga* (Pequeño Larousse) in Honduras «dienzo doblado con que se faja á los niños el ombligo», columbia *candongas* «arracadas ó pendientes», auf den Philippinen (Rotana) «pañuelo, por lo común de la misma tela que la canisa; que, doblado, diagonalmente, llevan las mujeres sobre los hombros, unidas las puntas del doblez sobre la tabla del pecho, para velar el escote». Von solchen Bedeutungen wie «loses Tuch», «Wetterfahne» usw. kann dann sich erklären sp. *candongga* «Schneichelei» (*candongear*), in Astorga «faule, sich in alles einmischende Person», das andererseits zu santand. *candilear* «ir de camorra, andar vagando de un lado para otro curioseándolo todo», *candileteru* «persona ociosa y entrometida» paßt. Brüchs Ansatz **canitonica* habe ich Ztschr. f. rom. Phil. 42, 34 zurückgewiesen. — S. 109 *arrumar* «schaukeln» (die Wiege) hat wohl nichts mit *romana* «Wage» zu tun, sondern vgl. die ptg. Onomatopöie *rum-rum*, sp. *arrumacos* «Naserümpfen, Liebeskosen» kat. *rum-rum* «Gebrumm», bras.-ptg. *ruma!* Anruf an die Ochsen usw. — S. 135 gegen *leira* = *area* (Rohlfs) habe auch ich mich Arch. f. neu. Spr. 142, 155 gewendet. — S. 161 zu kast. *anguarina*, ast. *unguarina* «nantelartiger Überwurf» vgl. frz. *hongrelaine* (Dict. gén.: zu *hongre* «Ungar»). — S. 179 *trazga* «Jochring» (kat. *traiga*, val. *trásega*, trasmont. *trasga*, kast. *trasca* usw.) würde ich trotz südrz. *tresego* «id.» nicht mit Jud, Bündner Monatsblatt 1921 S. 49 auf ein aus **tensicula* rückgebildetes **tendica* + *trans-* zurückführen, da dann die Bdtg. des sp. -port. *trasgo* «Kobold» unerklärt bleibt: wenn A. de Llano, *Del folklore asturiano* S. 52 uns mitteilt, ein unruhiges Kind werde mit dem *trasgu* verglichen («Cuando un niño es muy travieso, le dicen: „Eres más enredoso que el del gorru colorau“»), so müssen wir offenbar für „Kobold“ von der Bdtg. «enredoso» «travieso» ausgehen: vielleicht handelt es sich um pyrenäische Vertreter von *tradux* «Ranke» (ital. *tralcio* «Ranke», *intralcicare* «verwirren», log. *traigadu* «Rebschoß mit Traube» REW 8933 — tosk. *tralcuiuto* «imbroglione»), **traluca*: lomb. *troza*, parm. *travza*. Zu *d* vor *c* vgl. *añusgar* (REW 482: **annōdicare*). — S. 191 *ab-jákas*, gal. *abeacas*, beira. *aveca* «die Ohren beiderseits des Pflugsechs» gehören nicht zu *avis*, sondern zur Sippe von ptg. *aba*, sp.

álabe = *alapa* (vgl. zuletzt García de Diego *RFE* 11, 335). — S. 245 für den Typus (*en*)*cidoiro* «Lederkappe auf Stiel und Schwengel des Dreschflegels» stellt Verf. den *c*-Anlaut einwandfrei fest. Er möchte ein **(in)citoriu* (= *cinctoriu* + *cisoriu*) ansetzen. Ich würde einfacher *cisorium* + (*in*)*cidere* = **incid-oriu* annehmen. und zur Begründung auf Schuchardt *Ztschr.* 34, 273 verweisen, der eine Form der Kappen so beschreibt: «die eine besteht aus zusammengefaltetem Leder und ist mit einem Riemen in Einkerbungen an den Schwengel gebunden.» Den Stamm von **cidere* würde ich auch in ptg. *cieiro* «aufgesprungene Haut der Lippen», turquel *encieirado* «von der Hitze aufgesprungen (Boden)» erblicken. — S. 267 *dengue* «Brusttuch» gehört zu dem von Schuchardt *Ztschr.* 14, 175ff. behandelten onomatopoetischen sp. *dengue* «Ziererei», «Frauenmäntelchen mit langen Zipfeln» (vgl. auch sp. *dingolondangos*). Hierher gehört auch das neuerdings von Francesch de B.Moll (Alcover's *Bolletí* 1925 S. 126) falsch beurteilte *menorca. anar dench-dench* «poch a poch», *endengar* «comensar a caminar» (urspr. also «schlenkern, schlendern»). Diese Wortsippe kann auch bei dem obigen *candonga* beteiligt sein.

Marburg a. L.

Leo Spitzer.

GERTRUD WACKER, *Kulturkunde im spanischen Unterricht.* 8°. 47 S. Verlag von B. G. Teubner. 1926. Geh. 2,20 M.

Die Schrift betont die Notwendigkeit der kulturkundlichen Einstellung des spanischen Unterrichts, bespricht Geschichte und Quellen der spanischen Kulturkunde und behandelt in ihrem Hauptteil wesentliche Züge des spanischen Nationalcharakters. Die Verfasserin stützt sich auf wichtige ältere und neuere spanische und außerspanische Literatur zur Charakteristik des spanischen Wesens und spricht aus eigener, gewissenhafter und nachdenklicher Beobachtung und Kenntnis von Land und Leuten. Sie verschmäht zwar gewisse schlagwortartige Behelfe wie Idealismus, Realismus, Individualismus, Fatalismus u. dgl. nicht, aber sie weiß solche Formeln mit Sinn und Leben zu erfüllen. Mit ihrer Hülfe, nicht in ihrem Bann, entwickelt und erörtert sie eine Reihe von Eigentümlichkeiten spanischen Seelenlebens und spanischer Sitte und gibt so ein deutliches Bild jener fremden Menschlichkeit, um deren Verständnis wir uns ernstlich bemühen müssen, wenn wir sie in ihrem innersten Kern erfassen und liebgewinnen wollen. Eine wegen ihrer knappen, phrasenlosen, wohlthuend objektiven Form sympathische und deswegen vorbildliche Erörterung solcher kulturkundlichen Probleme.

Wien.

Walther Kühler.

JULIUS POKORNY, *Die älteste Lyrik der grünen Insel*, aus dem Irisch-Keltischen übertragen (Halle, Max Niemeyer, 1923).

P. will in seiner Übersetzung der irrigen Meinung der geringen Bedeutung der irischen Literatur gegenüberreten. Selbst bei den Iren sind ja, durch das starke Zurückdrängen des Keltischen im 19. Jahrhundert, die Lieder der Vorfahren vielfach in Vergessenheit geraten. Er widerspricht auch der falschen Tradition, daß die irische Poesie „dunkel, geheimnisvoll, krankhaft sentimental“ sei. Die Übertragungen sind in folgende Gruppen gegliedert: „Aus Sagen und Mären“, „Natur“, „Liebe“, „Elegien“, „Religiöse Dichtung“, „Gelegenheitsdichtung“. In den „Elegien“ finden sich wohl die schönsten Stücke, darunter ein Lied Ossians, das nicht Weltschmerz, nur Resignation atmet.

Da die irische Metrik so ganz von unserer abweicht, sind die Gedichte in reimlosen Zeilen, vielfach von wechselnder Länge übertragen. Nur im Anhang, der Gedichte der anglo-irischen Dichterschule verdeutsch, ist der Reim mit Geschick verwendet.

Wien.

Margarete Rösler.

- EDGAR RICE BURROUGHS, *Tarzan of the Apes*. Tauchnitz, vol. 4554, Leipzig 1921. Preis 1,60 M. geh.
 — *The Return of Tarzan*, vol. 4556; 1921.
 — *Jungle Tales of Tarzan*, vol. 4562; 1921.
 — *The Beasts of Tarzan*, vol. 4650; 1924.
 — *Tarzan and the Golden Lion*, vol. 4652; 1924.
 — *The Son of Tarzan*, vol. 4673; 1925.

Dem Verfasser der „Tarzan“-Geschichten ist jede Bedeutung für die ernsthafte, ästhetische Werte pflegende Literatur rundweg abzusprechen. Burroughs wurde 1875 zu Chicago geboren und lebt gegenwärtig in Kalifornien. Er hat ein buntes Leben hinter sich: eine militärische Karriere vertauschte er mit der Tätigkeit eines Goldgräbers, Kaufmanns, Cowboys, Polizeibeamten und Schriftstellers. Im Weltkrieg war er Offizier. Er hat sich zum Geschäftsliteraten deutlichster Prägung entwickelt; seine Werke sind seichteste Unterhaltungslektüre, stellenweise Kitsch von geradezu aufreißender Unverfrorenheit. Man kann nicht einmal behaupten, daß seine Phantasie eine besonders blühende sei; denn nachdem er die uralten Themen des Abenteuerromans, der Robinsonaden und der Schatzauffindungsgeschichten mit den neuen Varianten des Affenmenschen verbunden hat, wiederholen sich in den gleichen Bänden dieselben Situationen (neben originelleren Szenen natürlich, die durch jene Variante bedingt sind) in oft wenig kurzweiliger Art. Eines muß man ihm lassen; er hat Tempo. Und da er vor den rohesten Effekten nicht zurückschreckt, und das liebe Publikum sich oft die Mühe spart über das, was es gelesen hat, auch nachzudenken, so täuscht er wohl eine Zeitlang eine Spannung vor, die aber sofort zerplatzt, sobald man die Begebenheiten auch nur gänzlich mitzuerleben sich bemüht. Dann zeigt sich, daß sehr oft das, was wir für innere Spannung hielten, nichts weiter ist, als der Trick eines gescheiten Filmregisseurs, der dem atemlos starrenden Publikum nur einzelne Momente einer aus physischen oder anderen Gründen unmöglichen Verfolgungsszene vorführt und nur durch die rasende Eile des Kurbelns einen gewissen einheitlichen Effekt erzielt. Wie dort der Zuschauer, so soll hier der Leser überhaupt nicht zur Besinnung kommen. Bietet somit die Handlung keine andere als die künstlerisch tiefstehende Qualität sensationeller Spannung, so sind auch die gezeichneten Personen keine Figuren, denen irgendwelche ästhetische Bedeutung zukäme; sie sind bloße Puppen, nicht selten Karikaturen, ohne Eigenart und Eigenleben, die sowohl aus konstitutionellen Unfähigkeiten wie auch aus Zeitmangel (denn sie sind immer gehetzt) und wegen der erblichen Belastung von ihrem geistigen Erzeuger her nicht imstande sind auch nur einen allgemeineren Gedanken zu fassen, der nicht gemeinplätzig wäre, geschweie denn irgend eine andere Weltanschauung zu versinnbilden als das Motto ihres geschäftstüchtigen Erfinders: *Mundus vult decipi!* Auch irgendwelcher Gewinn, den sich ein erwartungsvoller Leser etwa auf dem Gebiete der Ethnologie oder Tierkunde verspricht, ist nicht zu verzeichnen. Einmal hat der

Verfasser keine Zeit, sich mit solchen Dingen überhaupt zu beschäftigen, und zum andern sind seine Angaben absichtlich so unbestimmt, und so übertrieben und offenbar unmöglich, daß die Bücher auch in dieser Hinsicht einen Hohn auf menschliche und tierische Kulturgeschichte darstellen. Und die Sprache? Ich stehe nicht an, sie trotz all ihres Tempos als die charakterloseste zu bezeichnen, der ich in der neueren amerikanischen Literatur begegnet bin; noch dazu wird sie oft so lässig gehandhabt, daß Wendungen mit unterlaufen, deren fehlerhafte Konstruktion auch die enthusiastischen Jungamerikaner nicht als „Amerikanismen“ gutheißen würden.

Um den Leser der „N. Spr.“, den sein guter Geschmack vor den Tarzan-Büchern bewahrt hat, mit dieser Art neuzeitlicher Aventiuren wenigstens einigermaßen vertraut zu machen, sei das Gerippe der Handlung der ersten Bände kurz beschrieben, d. h. soweit diese anatomische Merkwürdigkeit eine kurze Beschreibung zuläßt. Der englische Aristokrat John Clayton, Lord Greystoke, fährt in diplomatischer Sendung mit seiner jungen Frau nach der Westküste Afrikas. Von meuternden Matrosen an einer unwirtlichen Stelle der Küste ausgesetzt, baut er sich dort ein primitives Holzhaus, wo der junge Clayton (von den Affen später *Tarzan*, d. h. „Weißhaut“ genannt) zur Welt kommt. Nach Jahresfrist stirbt die Mutter, und tags darauf wird der Vater von einer wilden Affenherde getötet, das Kindlein aber von einer Äffin entführt und wie ihr eigenes Junges aufgezogen. Bald erwacht die Intelligenz in dem Menschenkinde; er fühlt sich einem anderen Stamme als dem der Affen zugehörig, und mit seiner tierischen Kraft, die mit menschlicher Vernunft sich paart, erwirbt er bald hohes Ansehen, aber auch Neid und Feindschaft, unter seinem Affenstamme. Tarzans Klugheit zeigt sich vor allem darin, daß er, das zehnjährige Kind, ganz allein das — Lesen und später auch das Schreiben lernt. In der Hütte seiner Eltern, zu der nur er sich Zutritt verschaffen kann, findet er nämlich eine Anzahl Fibeln, Kinderbücher und Nachschlagebücher, und durch mühsames Buchstabieren kommt er allmählich hinter die Bedeutung der Schriftzeichen, die er nur nicht aussprechen kann, die er aber grammatisch richtig konstruiert. Ja, er lernt englische Briefe schreiben, ohne je ein Wort Englisch verstanden zu haben. Und weil er ein englischer Aristokrat ist, lernt er auch ganz von selbst das Rasieren und tut sich auch ein wenig Bekleidung um, damit er seine zukünftigen Artgenossen nicht schockiert. So daß er also wohl ausgerüstet ist für die späteren Geschehnisse des ersten Bandes, die seine Befreiung und seine erwachende Liebe zu dem weiblichen Mitgliede der Rettungsgesellschaft erzählen. Diese Gesellschaft, die ebenfalls durch meuternde Seeleute hierher verschlagen wurde, besteht aus einem halbverrückten, schatzsuchenden amerikanischen Professor Porter, seinem gleichfalls närrischen Famulus und seiner Tochter Jane, denen sich zufällig ein Vetter Tarzans, ein anderer Mr. Clayton angeschlossen hat. Nun wird Tarzan, dessen Identität verborgen bleibt, in die angenehme Lage versetzt, die Gesellschaft insgesamt und einige Mitglieder der Gesellschaft im einzelnen der Reihe nach vor dem sicheren Tode vor wilden Tieren oder menschenfressenden Eingeborenen zu retten. Eine französische Hilfsexpedition trifft ein; Tarzan erhält europäischen Schliff in Paris und kommt gerade rechtzeitig in Amerika an, die Geliebte aus einer Feuersbrunst zu retten und die Verlobung mit einem ungeliebten Nebenbuhler

zu verhindern. Aber noch kommt die ersehnte Verbindung nicht zustande — eine vom Autor gewollte, recht unnatürliche Verwicklung verhindert sie, und es erfolgt — *„The Return of Tarzan“*. Nach einem Pariser Zwischenspiel gibt es wiederum Verfolgung, Flucht, Errettungen im letzten Augenblick im afrikanischen Urwald, und am Schlusse des zweiten Bandes erfolgt endlich die eheliche Verbindung Tarzans und seiner Angebeteten. Aber der grausame Autor läßt sie nicht lange ruhen. Zum drittenmal werden die afrikanischen Gefilde von Tarzan besucht. Ein russischer Feind lockt ihn und seine Frau ins Dschungel, und mit einer schrecklichen Horde — Menschenaffen, Panther und Menschenfressern (*The Beasts of Tarzan*) — durchzieht er den Urwald. Hier wird nun jeder Sinn des Abenteuerromans in baren Unsinn verkehrt — und Episoden wie Tarzans Kampf mit dem Krokodil, das ihn in seine unterirdische Höhle zerrt, verzichten auf den letzten Rest von Wahrscheinlichkeit und physischer Möglichkeit.

Eine kleine Stilprobe, die zeigt, wie trefflich Burroughs es versteht, zwar die Sinne seiner verehrten angelsächsischen Leserschaft in genügend pikanter Weise zu kitzeln, aber andererseits das nötige völkerpsychologische Dekorum zu wahren — denn Tarzan ist ein englischer Lord, und benimmt sich als solcher auch im Urzustande nur anständig und edelmütig; (man beachte auch die Banalität des schwungvollen Ausdrucks):

Tarzan of the Apes, S. 204f. (Tarzan hat den Affen Terkoz, der Jane Porten entführt hatte, im Urwald getötet):

“When the long knife drank deep a dozen times of Terkoz' hearts' blood and the great carcass rolled lifeless upon the ground, it was the primeval woman who sprang forward with outstretched arms toward the primeval man who had fought her and won her.

And Tarzan?

He did what no red-blooded man needs lessons in doing. He took his woman in his arms and smothered her upturned, panting lips with kisses.

For a moment Jane Porten lay there with half-closed eyes. For a moment — the first in her young life — she knew the meaning of kisses.”

Aber bald regt sich ihre jungfräuliche Scham, und sie wehrt sich seiner Liebkosung. Tarzan schleppt sie mit Gewalt ins Dschungel (S. 205). Erst nach zwanzig Seiten erfährt der Leser, daß ihr nichts Unziemliches geschehen; denn “now, in every fibre of his being, heredity spoke louder than training” (S. 221). Ein zweiter Tristan, überreicht er ihr sein Messer und führt sie, so bewaffnet, auf ihr Lager, das er ritterlich bewacht.

Nach diesem Beispiel resoluter Geschäftserotik angelsächsischen Einschlags wundern uns die Zeitungsnachrichten nicht mehr, die da von einem, dem gutmütigen deutschen Publikum auf englisch wie auf deutsch unterschlagenen Bande zu melden wissen: *„Tarzan the Untamed,“* den die Konjunktur der Kriegspsychose zu einer widerlichen Deutscherhetze benutzt, indem der wilde Tarzan an einem entmenschten deutschen Kolonialoffizier aus Deutschostafrika sein diesmal allerdings wenig aristokratisches Mütchen kühlt.

Und die Moral von der Geschicht'? — “Close they Tarzan; open they Karl May!”

Gießen.

Walther Fischer.